This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

27224
43

27324.43

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

1910

„Es war einmal ein...

Volksmärchen

aus der Bretagne.

Für die Jugend bearbeitet

von

Heinrich Bode.

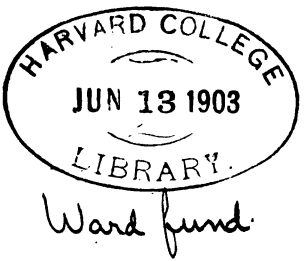
Mit Bildern

von

Prof. Richter und T. Johannot.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1847.

27224.43



Ward fund

Volksmärchen

aus der

Bretagne.

Zum Titelbilde.

Märchen iſt ein gar lieber, bekannter Gaſt, den jung und alt gern leiden mag, denn es weiß gar hübſch zu erzählen und kennt Dinge, von denen ſich ein Menſchenkind nichts träumen läßt. Es macht weite Reiſen und zieht in der Welt herum, damit es nachher daheim was Neues auftiſchen kann; und wenn dann die Großmutter ſpricht: Märchen iſt wieder da und hat gar hübſche Geſchichten mitgebracht, ſo kommen den Augenblick die Kinder geſprungen und hören und laſſen ſich erzählen.

Jetzt iſt Märchen wieder einmal da und diesmal iſt es weit, weit her gekommen, hinten aus der Bretagne*), wo

*) Die Märchen, welche ich in dieſer Sammlung gebe, ſind nach **Souveſtre's Foyer breton** bearbeitet. Ich bin dabei von der Anſicht ausgegangen, daß Märchen — welche ihren größten Leſekreis unter der Jugend haben — vor allen Dingen ſo gehalten ſein müſſen, daß ihnen durchaus nichts von fremdem Charakter anhaftet. Indem ich ſie nun unſrer Weiſe gemäß erzählte, habe ich gar manche Umgeſtaltung treffen und in den meiſten ſehr bedeutend ändern müſſen, ſo daß ich Bedenken trug, Souveſtre dafür verantwortlich zu machen, obgleich ich die Darſtellung deſſelben, wo ſie ſich eignete, beibehielt. Nichts deſto weniger darf ich verſichern, den urſprünglichen volksthümlichen Charakter nirgends beeinträchtigt zu haben.

viele wackere, rechtſchaffene Leute wohnen, und wo man erſt durch ganz Frankreich muß, um dahin zu kommen. Da hat es denn Geſchichten mitgebracht — Geſchichten, ſag' ich euch, daß es eine wahre Luſt iſt und man ihrer nimmer müde wird. Ich habe ſie euch aufgeſchrieben, daß ihr ſie auch leſen könnt, oder gebt der Großmama ein gutes Wort, daß ſie euch vorlieſ't; aber eins ſag' ich euch, ihr müßt fein aufmerken, denn Märchen gibt gar manchmal eine gute Lehre dazwiſchen, und wenn ihr die euch gleich merkt, ſo ſpart ihr euch viel Arbeit und braucht ſie nicht aus anderen Büchern zu lernen, was euch ſaurer wird und nicht ſo viel Gefallen macht. Alſo leſ't und merkt fein auf!

Hans Rothkehlchen.

Zur Zeit, da die Steine noch nicht aus der Erde gebrochen waren, mit denen die älteſten Kirchen gebauet ſind, lebte in einem Dorfe eine arme Wittwe, namens Lisbeth.

Ihr Vater war ein reicher, angeſehener Mann geweſen und als er ſtarb, hinterließ er ein Haus mit vieler Länderei, eine Mühle und eine Bäckerei, zwölf Pferde und zweimal ſo viel Ochſen, zwölf Kühe und ſechsmal mehr Schafe; das Korn und den Flachs gar nicht einmal gerechnet.

Aber die Brüder der Lisbeth drängten ſie bei der Theilung der Erbſchaft zurück. Der älteſte nahm das Haus, die Länderei und die Kühe; der zweite nahm die Mühle nebſt den Pferden, und der dritte behielt die Ochſen, die Bäckerei und die Schafe.

So blieb denn Lisbeth nichts übrig, als eine alte Stallhütte draußen vor dem Dorfe auf der Haide, in die man früher das kranke Vieh ſtellte.

Als ſie nun ihre wenigen Habſeligkeiten dahin brachte, ſagte der jüngſte Bruder zu ihr:

— Du ſollſt erkennen, daß ich ein rechtſchaffenes Bruderherz beſitze. Ich habe da eine ſchwarze Kuh, die mir nichts einbringt und kaum eine Taſſenſchale Milch gibt; die nimm mit, ich ſchenke ſie dir. Weißdörnchen mag ſie am Stricke führen.

Weißdörnchen war die Tochter der Wittwe, ein Mägdlein von elf Jahren. Ihr Geſicht war weiß wie Dornenblüthe, deshalb hieß man ſie Weißdörnchen.

Weißdörnchen nahm die magre, schwarze Kuh bei einem alten Stricke, und so zog Lisbeth mit ihrer Tochter in die Stallhütte ein.

Weißdörnchen hütete den ganzen Tag die schwarze Kuh, die auf der Haide und zwischen den Steinen kaum genug zu fressen fand. Sie vertrieb sich die Zeit damit, Blumen zu pflücken und Sträußchen daraus zu binden, die sie in die Erde pflanzte.

Eines Tags, da Weißdörnchen aus schönen Margarethenblumen solche Sträußchen gewunden hatte, kam ein kleiner Vogel, setzte sich auf eines der in die Erde gesteckten Sträußchen, und fing an zu zwitschern und das Köpfchen zu bewegen, als ob er zu dem Mädchen spräche. Weißdörnchen wunderte sich, trat leise heran und hielt das Ohr recht zum Horchen hin. Aber sie konnte nichts verstehen. Der Vogel mochte noch so laut und immer lauter zwitschern, mit den Flügeln schlagen und vor ihr herumhüpfen, Weißdörnchen verstand nicht das Mindeste. Allein es machte ihr so viel Vergnügen, das Vöglein zu sehen und anzuhören, daß sie es nicht merkte, als es Abend wurde. Endlich flog der Vogel fort. Wie sie ihm nachblickte, um zu sehen, wohin er flöge, bemerkte sie die Sterne am Himmel.

Schnell eilte sie, ihre schwarze Kuh zu suchen; sie fand sie aber nicht mehr auf der Haide. Weißdörnchen rief aus allen Kräften, sie lief auf der ganzen Haide herum und stieg selbst in

die Löcher, wo das Regenwasser kleine Teiche gebildet hatte — aber umsonst, die Kuh war verschwunden.

Endlich hörte sie die Stimme ihrer Mutter, die sie rief, weil sie fürchtete, es wäre ein Unglück geschehen. Weißdörnchen lief traurig hin zu ihr und als sie auf den Weg kam, der in die Hütte führte, fand sie ihre Mutter, und neben derselben die liebe schwarze Kuh von Wölfen zerrissen. Es war nichts von ihr übrig geblieben, als die Hörner und die Knochen.

Als Weißdörnchen das sah, erschrak sie und weinte heftig, denn sie hatte das Thier während des Hütens recht lieb gewonnen. Sie warf sich auf die Erde und sammelte die Knochen.

Die Wittwe faßte sie bei der Hand und tröstete sie:

— Du mußt um die Kuh nicht so gewaltig klagen, als ob sie ein Mensch gewesen wäre. Wenn auch die bösen Leute und die Wölfe gegen uns sind, so ist doch der Himmel für uns. Hilf mir mein Haidebündel auf und begleite mich in die Hütte.

Weißdörnchen gehorchte. Aber bei jedem Schritte stieß sie einen Seufzer aus und große Thränen rollten eine über die andre von ihren Wangen.

— Arme Schwarze! dachte sie, arme Schwarze! du warst so sanft zu führen, nahmst mit allem Futter vorlieb und wurdest schon hübsch fetter.

Sie konnte den Abend nichts essen und in der Nacht wachte sie viele Male auf, denn sie glaubte, die schwarze Kuh blöke an der Thüre.

Am andern Morgen ſtand ſie vor Tage auf und lief unbekleidet und barfuß auf die Haide hinaus.

Als ſie draußen hingekommen war, fand ſie den kleinen Vogel wieder, der ſich wie geſtern auf einen der Blumenſträuße

geſetzt hatte, welche Weißdörnchen am vorigen Tage in die Erde gepflanzt, und er ſang abermals und ſchien ſie zu rufen. Unglücklicher Weiſe konnte ſie ihn heute eben ſo wenig verſtehen und ſie wollte ärgerlich fortlaufen, als ſie etwas Blankes, wie

ein Goldstück, auf der Erde bemerkte. Sie drehete es mit dem Fuße um, da war es nichts als eine Blüthe vom Goldkraut. Aber kaum hatte sie es berührt, da verstand sie auf einmal die Sprache des kleinen Vogels *), der rief ihr zu:

— Weißdörnchen, ich bin dir gut; Weißdörnchen, höre mich an!

— Wer bist du? fragte Weißdörnchen, die erstaunte, daß sie auch andere Wesen als Menschen verstand.

— Ich bin Hans Rothkehlchen, antwortete der Vogel. Ich habe die Macht, alle Jahre ein gutes, armes Kind glücklich zu machen, und dieses Mal sollst du es sein.

— Ist das wahr, Hans Rothkehlchen? rief Weißdörnchen ganz entzückt. Ich werde ein silbernes Kreuzchen um den Hals tragen und nicht mehr barfuß zu laufen brauchen, sondern in Holzschuhen gehen?

— Eine goldene Kette sollst du haben und seidene Schuhe tragen, wie eine vornehme Dame, versetzte Rothkehlchen.

— Und wie fange ich das an, mein liebes Vögelchen?

— Folge mir, wohin ich dich führe.

---

*) Es ist ein alter, sich vielfach findender Glaube, daß derjenige die Sprache aller Thiere verstehe, welcher noch kein Verbrechen begangen und barfuß, nur mit einem Hemde bekleidet, ohne mit einem Messer zu schneiden, die Blume vom Goldkraut bricht.

Weißdörnchen hatte nichts eiliger zu thun, als zu laufen, wohin Hans Rothkehlchen sie führte.

Es ging über die Haide und durch die Steinfelder; dann über Roggenfelder hin bis ans Meer, da lagen die Sieben-Inseln.

Rothkehlchen hielt an und sagte zu dem kleinen Mädchen:

— Siehst du nichts auf dem Sande am Ufer? da, vor dir!

— Ach ja! antwortete Weißdörnchen, ich sehe da große Holzschuhe von Rothbuchenholz, die noch nicht am Feuer gebräunt sind, und einen Stengel von einer Stechpalme, die noch keine Sichel berührt hat.

— Zieh die Schuhe an und nimm das Stäblein in die Hand.

— Das habe ich gethan.

— Nun gehst du über's Wasser bis an die erste Insel, da gehst du herum, bis du an einen Felsen kommst, auf dem meergrüne Binsen wachsen.

— Und was dann?

— Du pflückst Binsen und machst einen Strang daraus.

— Das habe ich mir gemerkt.

— Nun klopfst du mit deinem Stäblein an den Felsen, dann wird eine Kuh herauskommen, der legst du den Binsenstrang an und führst sie zu deiner Mutter, um sie über den Verlust der schwarzen Kuh zu trösten.

Weißdörnchen befolgte alles, was Rothkehlchen ihr gesagt hatte. Sie schritt über das Wasser, machte ein Binsenseil, klopfte an den Felsen und heraus kam eine Kuh, die hatte ein Auge so sanft wie ein Hühnerhund, und eine Haut so glatt und weich, wie ein Maulwurf; ihre vollen, weißen Euter hingen bis auf die Erde.

Weißdörnchen führte sie nach der Hütte ihrer Mutter, und diese freuete sich nun eben so sehr, als sie vorher getrauert hatte.

Aber was wunderte sie sich, als sie Meerkühlein — den Namen hatte Weißdörnchen der neuen Kuh gegeben — melken wollte. Die Milch lief ihr zwischen den Finger durch, ohne Aufhören, wie das Wasser aus einer Quelle.

Lisbeth füllte alle Näpfe im Orte mit Milch, dann noch alle Zuber und Eimer — aber die Milch hörte nicht auf zu laufen.

— O Himmel! rief die Wittwe, das ist ein blaues Wunder.

Meerkühlein hörte nicht auf Milch zu geben; und es war mehr als alle Leute in der ganzen Gegend bedurften.

Bald sprach man überall davon und viele kamen herbei, um die Kuh zu sehen und von der Milch zu holen, denn sie war fetter und wohlschmeckender, als die von anderen Kühen. Die reichsten Bauern wollten sie kaufen und einer bot noch mehr als der andre. Endlich kam auch der älteste Bruder und sprach:

— Du wirſt doch bedenken, daß ich dein Bruder bin, und die Kuh mir eher als einem Andern überlaſſen? Gib mir Meerkühlein, du ſollſt alle meine Kühe dafür haben.

Lisbeth antwortete: Meerkühlein iſt ſchätzbarer, als alle deine Kühe; ja, ſie iſt mehr werth, als alle Kühe in der Gegend und ich kann alle Märkte mit Milch verſorgen.

— Nun, ſo laß ſie mir, liebe Schweſter! verſetzte er; ich will dir unſers Vaters Haus geben, worin du geboren biſt, ſammt aller Länderei, den Wagen und den Pferden.

Das nahm Lisbeth an. Sie ließ ſich in das Haus führen, wendete eine Erdſcholle um, trank aus dem Brunnen, machte

Feuer auf dem Heerde und schnitt dem Pferde ein Büschel Haare aus dem Schwanze, zum Zeichen, daß alles nun ihr gehöre. Dann gab sie dem Bruder das Meerkühlein und der zog mit derselben weit, weit weg von dort.

Weißdörnchen weinte, als sie die Kuh forttreiben sah. Sie blieb den ganzen Tag traurig. Als es Abend war, ging sie in die Ställe, um zu sehen, ob nichts fehle, und indem sie alle Stände durchsuchte, sprach sie:

— Ach, warum ist Meerkühlein nicht da? Wann werde ich mein Meerkühlein wieder sehen?

Sie hatte das kaum ausgesprochen, da hörte sie dicht hinter sich ein Gebrüll. Und weil sie die Blume vom Goldkraut berührt hatte und deshalb alle Sprachen der Thiere verstand, so hörte sie, wie die Stimme sagte:

— Da bin ich ja, mein liebes Weißdörnchen!

Erstaunt sah sie sich um und erblickte Meerkühlein.

— Ach, du bist's! rief sie aus; wer hat dich denn zurückgebracht?

— Ich konnte nicht bei deinem Onkel bleiben, antwortete Meerkühlein, denn ich kann niemandem angehören, als wer gut ist. Deshalb bin ich von selbst wieder zu dir gekommen.

— Aber da muß meine Mutter auch Haus, Hof und Vieh wieder hergeben! sagte Weißdörnchen.

— Nein, sagte die Kuh, denn er hat es euch unrechtmäßiger Weise genommen.

— Aber er wird wieder kommen und dich erkennen!

— Geh und hole drei Kreuzblümlein und gib mir die.

Weißdörnchen holte drei Kreuzblumen und während die Kuh dieselben verzehrte, mußte sie dreimal rufen: Hans Rothkehlchen!

Als sie zum dritten Male gerufen hatte, da verwandelte sich auf einmal die Kuh in ein schönes Pferd.

Weißdörnchen erstaunte.

— Nun wird dich Onkel nicht wieder kennen, sagte sie, und statt Meerkühlein werde ich dich nun Meerpferdchen heißen.

Die Wittwe war voller Freude, als sie vernahm, was geschehen. Am andern Tage wollte sie das Pferd versuchen, um Korn auf den Markt zu bringen. Aber denkt euch ihr Erstaunen, der Rücken Meerpferdchens wurde immer breiter, je mehr sie darauf legten, und das Thier konnte allein mehr tragen, als alle Pferde im Orte.

Das wurde bald bekannt und nun kam der andre Bruder und bat seine Schwester, ihm das Pferd zu verkaufen. Sie schlug es aber ab, bis er seine Pferde, seine Mühle und alle Schweine, die er mästete, dafür bot.

Da that es die Wittwe und nahm die Mühle in Besitz.

Aber des Abends ging es wie das erste Mal. Meerpferdchen war wieder im Stalle; Weißdörnchen holte drei Kreuzblümchen, gab sie dem Pferde und als sie zum dritten Male gerufen hatte: Hans Rothkehlchen! da verwandelte das Pferd sich in ein Schaf

und Weißdörnchen nannte es Meerschäfchen. Das Schaf hatte Wolle, so lang wie Hanf, weiß wie Leinen und fein wie Seide.

Die Wittwe kam herbei, um das neue Wunder anzustaunen und als sie das Schaf betrachtet hatte, sagte sie zu Weißdörnchen:

— Geh und hole die große Schafscheere, denn das Thier kann seine Wolle nicht tragen.

Als sie nun Meerschäflein schor, da wuchs die Wolle sogleich wieder eben so lang, als sie gewesen war, ehe sie abgeschnitten wurde, und Lisbeth sah ein, daß Meerschäfchen einen größern Werth hatte als alle Schafe in der Gegend.

Der dritte Bruder kam zufällig darauf zu, sah die Sache, und gab augenblicklich seine Bäckerei, seine Schafe und seine Ochsen, um Meerschäflein dafür einzutauschen.

Aber als er es wegtrieb, kam er an dem Ufer der Sieben-Inseln vorbei; da stürzte sich Meerschäflein in's Wasser, schwamm zu den Sieben-Inseln hinüber und verschwand in dem Felsen mit den meergrünen Binsen, der sich öffnete und hinter ihm wieder verschloß.

Am Abende wartete Weißdörnchen vergeblich auf Meerschäflein, es kam die Nacht nicht und am andern Morgen war es auch nicht da.

Weißdörnchen ging betrübt hinaus auf die Haide. Dort fand es Hans Rothkehlchen sitzen, das sagte zu ihr:

— Ich habe auf dich gewartet, mein liebes Weißdörnchen. Meerschäflein ist verschwunden und kommt auch nicht wieder.

Deine Onkel ſind für ihren Geiz und ihre Ungerechtigkeit beſtraft und du biſt jetzt reich genug, um eine goldene Kette und ſeidene

Schuhe zu tragen. Ich habe nun nichts mehr hier zu thun. Denke immer daran, daß du arm gewesen bist und bleibe hübsch gut. —

Mit diesen Worten flog Hans Rothkehlchen fort und zeigte sich nicht wieder.

Weißdörnchen wurde schön und groß, blieb immer gut und hatte Mitleid mit Nothleidenden. Sie nahm sich besonders armer Kinder an und es ehrten und liebten sie Alle, die sie kannten.

Die Entstehung der Fledermaus.

Es ist ein schlimmes Ding, wer ein Versprechen gibt und nicht zuvor bedenkt, ob er's halten mag oder kann. Nicht ein jeder kommt so gut davon als Tina, und wenn auch just keine Kobolde erscheinen und ihn plagen, so sind es doch die anderen Menschen, die einen drum unwillig ansehen, und am allermeisten leidet der ehrliche Name und das gute Gewissen darunter. Das nehmt zuvor, damit ihr nicht glaubt, die Geschichte von der Entstehung der Fledermaus sei eine bloße Mär.

Tina war ein hübsches Mädchen, man hieß sie die Schönste in den sechs umliegenden Ortschaften und alle jungen Leute bewarben sich um ihre Gunst. Aber Tina war ein Bischen hochmüthig und bildete sich auf ihre Schönheit etwas zu viel ein: da war ihr denn der Eine nicht schön, der Andre nicht reich genug, der zu jung und der zu alt, kurz an Allen hatte sie etwas auszusetzen.

Nun kam einmal ein junger Edelherr aus einer feinen Stadt in die Gegend. Der sah Tina und wurde von ihrer Schönheit geblendet. Was half es ihm, daß er sich sagte, ich

bin ein Edelmann und ſie nur ein Bauermädchen, was half es ihm, daß er in die weite Welt reiſete, um nicht mehr an Tina zu denken: die Liebe ſteigt wie das Waſſer des Meeres und ſchlägt einem zuletzt über den Kopf. —

Alſo blieb ihm kein Rath, er mußte wieder hin und Tina ſehen.

Tina empfing ihn in ihrem Hauſe, wie den Herrn Pfarrer: ſie ſetzte ihm jedesmal wenn er kam, das feinſte Weizenbrod und den duftigſten Wein vor, und der Edelherr fragte ſie, ob ſie ſeine Gemahlin werden wolle.

Tina ſagte mit Freuden ja; es gelüſtete ſie gar ſehr, eine große Dame zu werden und ſeidene Gewänder zu tragen, wie ſie's einmal im Schloſſe geſehen hatte.

Alan gab ihr einen Ring und Tina ſchwur ihn für immer und ewig zu lieben.

So gingen ſie denn alle Sonntage mitſammen in die Kirche und zu Ende derſelben, ſo wie des Abends und wenn es ſich ſonſt machte, ſpazieren, als auf einmal ein Mann mit zwei ſtattlichen Pferden erſchien und Alan verkündete, er müſſe eilen, wenn er ſeinen Bruder vor dem Sterben noch einmal ſprechen wolle.

Alan gelobte ſeiner Braut treue Liebe und Tina vermaß ſich hoch und theuer, es ſolle ihr dies und jenes geſchehen, wenn ſie jemals auch nur mit dem allerkleinſten Gedanken an einen andern Mann denken würde.

Also reisete der junge Edelherr ruhig in die Ferne zu seinem sterbenden Bruder.

Tina weinte heftig; weil sie aber fürchtete, daß es ihren schönen Aeuglein schade, so ließ sie's sein, blieb jedoch ein wenig schwermüthig, und um die düsteren Gedanken zu verscheuchen, sang sie hin und wieder ein Liedlein. So ging das Schritt für Schritt, bis sie der Traurigkeit auf einmal gänzlich ledig war und wieder lustige Laune hatte wie zuvor.

So lange Alan dagewesen, waren die jungen Burschen ausgeblieben. Kaum war indeß der junge Edelherr fort, so kamen sie wie früher und thaten freundlich und schön.

Tina that eben so, und wer's nicht wußte, hätte gemeint, es wäre mit ihr noch ganz beim Alten. Dem Einen gab sie ihr Pferd zu halten, wenn sie zum Markte ritt; dem Andern die bunt geschnitzte Haselgerte und den Dritten ließ sie gar Nüsse, welche des Bäckers Töchterchen ihr geschenkt, aus ihrer Tasche stehlen. Auf diese Art waren alle Burschen zufrieden mit Tina, obgleich im Grunde keiner glücklicher war, als der Andere, denn Tina brauchte jeden, wie's eben nöthig war, und hatte sie von ihm was sie wollte, so ließ sie ihn mit langer Nase abziehen und nannte ihn obendrein: Hansnärrchen!

Alan hatte versprochen, in drei Monaten mit unverändertem Herzen zurück zu kehren. Allein es war immer noch keine Nachricht von ihm eingelaufen und noch eine lange Frist verging ebenso, bis der St. Johannestag herankam.

Der St. Johannestag ist ein gar schöner Tag, da werden abends lustige Feuer angezündet und die jungen Burschen und alle Mädchen über sechszehn Jahren versammeln sich zu Spiel und Tanz.

Natürlich fehlte Tina nicht dabei.

Es ging hinaus auf eine große freie Wiese, nicht weit von den Zwerglöchern, wo die bösen Kobolde ihr Spiel treiben. Die Mädchen hatten Leinblüthe an's Mieder gesteckt und die Burschen grüne Zweige an die Hüte.

Ehe der Tanz anhub, nahm ein jeglicher Bursche seine Braut bei der Hand und sie zogen in langen Reigen nach dem großen Steine, einem Felsen, der die Zwerglöcher von der Wiese schied. Hier legten sie mitsammen ihren Schmuck nieder, der Bräutigam seinen Strauß neben die Blüthen seiner Braut, und wenn der Tanz vorbei war, holten sie dieselben wieder. Wer keine Untreu verbrochen, der war gewiß, daß er sie eben so frisch und grün wieder fand, als er sie hingelegt hatte.

Tina zog mit den Anderen, an ihrem Finger den Verlobungsring und am Busen die Leinblüthe; wie sich der Zug dem großen Steine nahete, da bemerkte sie dicht neben sich einen jungen fremden Mann im Trauergewand, der ihr seine Hand anbot.

— Vergebung, Herr Edelmann! sprach Tina; ich habe euch noch niemals gesehen und weiß nicht, was euer Begehr.

— Ich bitte, verſetzte der Fremdling, daß ich ein grünes Reis neben euer Leinſträußlein legen darf.

Tina lachte hell auf.

— Meiner Treu, rief ſie, der weiß gewiß nicht, daß ich Alan's Braut bin! Der Edelmann wird wohl von Greiſen vernommen haben, daß es drei Dinge gibt, die unmöglich ſind, die Haide ausrotten, Berge ebenen und Felſen bewegen, allein es kommt noch ein viertes hinzu, und das iſt eben, was der Herr verlangt.

Der Fremdling ſagte nichts weiter, nur bat er Tina ſeine Tänzerin ſein zu wollen; als er jedoch ſah, daß Tina nach dem erſten Anlauf an ſeiner Artigkeit Gefallen nahm, fuhr er fort:

— Wenn ihr auch nicht wollt, daß ich ein grünes Reis neben euren Strauß lege, ſo kann ich doch ein ſilbernes Reis auf den großen Stein legen, denn mein Vater hat mir Erbe genug hinterlaſſen, um drei Wagen und drei Geſpanne zu halten.

— Alan iſt eben ſo reich und ſchlägt mir nichts ab, verſetzte Tina.

Nachdem ſie noch ein Paar Male herumgetanzt, fing der Fremdling wieder an:

— Neben dem Erbe meines Vaters hat mir meine Mutter noch zwei Wälder hinterlaſſen, worin zwölf Köhler arbeiten und eben ſoviel Leute, die Holzſchuhe machen. Statt eines ſilber-

nen Reisleins könnte ich wohl ein goldenes auf den großen Stein legen.

— Ich mag nichts hören! sagte Tina, und ihr Herz war nicht mehr ruhig.

Sie thaten noch einen Tanz, da fing der Edelmann abermals an:

— Ich habe euch nur von dem Landgute und den Waldungen erzählt; allein mein Oheim hat mir auch Wiesen hinterlassen, worauf alle Jahre hundert junge Rinder und eben so viele Füllen getrieben werden. Zu den silbernen und goldenen Reislein könnt ich auch wohl ein Diamantenreisig legen.

Diesmal entgegnete Tina:

— Schweigt, ich darf euch kein Gehör geben.

Der Edelmann hörte nicht auf zu erzählen, was er alles seiner Braut geben werde. Sie solle ein Kleid bekommen, wie's kein Schneider auf Erden machen, und einen Palast, wie ihn kein andrer Mensch bewohnen könne, und darin sie den größten Königinnen gleich wäre.

Solchen Verheißungen konnte Tina nicht wiederstehen.

Sie gab dem Edelmanne ihr Leinsträußlein sammt dem Ringe, den Alan ihr gegeben hatte.

Und als die Nacht hereinbrach, da ließ sie sich von ihm weit von der Wiese abführen zu der Wohnung, die er ihr verheißen hatte.

Je weiter sie gingen, desto dunkler wurde der Himmel, und jede Strecke Weges losch ein Sternlein nach dem andern aus, bis es zuletzt stockfinster war. Nur ein klagender Ton scholl aus der Ferne, und Tina meinte den Todtenvogel zu vernehmen.

Da wurde ihr bange und sie sprach zu ihrem Führer:

— Wir sind schon lange gewandert und ich sehe noch immer nichts als eine niedrige Mauer, wie sie um Kirchhöfen ist.

— Es ist der Hof, der zu meiner Behausung führet, antwortete der Edelmann.

Tina schritt durch die Mauerpforte, dann blieb sie abermals stehen und fragt:

— Ich sehe da ein Kreuz, wie man's an der Landstraße findet, wo ein Mörder eingescharrt worden.

— Das ist das Fähnlein auf meinem Dache, versetzte der Fremdling.

Tina ging noch ein Stückchen voran, dann blieb sie zum dritten Male stehen.

— Es sieht gerade aus, als wäre drunten zu unseren Füssen ein liegengelassener Steinbruch oder eine Grube, wohinein todte Pferde und Hunde geworfen werden.

— Das ist der Eingang von unserm Haus, entgegnete ihr Begleiter.

Und mit diesen Worten faßte er Tina in seine Arme und zog sie mit sich in die Grube hinab.

Kaum hatten sie den Boden der Grube berührt, da brach der Mond durch die Wolken, und Tina erblickte statt des Edelmann's im Sammetkleide ein Todtengerippe.

Entsetzt sank sie auf die Knie und schrie:

— Erbarmen! Erbarmen!

Das Gerippe versetzte:

— Was schreiest du doch? Ich bin Alan, dein Bräutigam. Als ich zu dir zurückkehren wollte, um unsre Hochzeit zu feiern, überfielen mich fahrende Landsknechte, erwürgten mich mit dem Stricke, den du noch um meinem Halse siehst, und warfen mich in eine Grube. Meine Sehnsucht zu dir war aber so groß, daß sie mir im Tode keine Ruhe ließ. Ich kam unter der Gestalt eines Fremdlings zu dir und weil du dich durch einen Unbekannten in der Liebe deines Bräutigams abwendig machen ließest, so will ich dir nun geben, wie ich dir verheißen habe: ein Kleid von Erde und Rasen, wie's kein Schneider macht, eine Wohnung in feuchter Grube, wie sie kein Lebendiger bewohnt, und einen Stand, den die größten Königinnen mit dir theilen, sobald sie gestorben sind. Gib mir die Hand, Bräutchen! und lege dich neben mich, denn die Stunde ist gekommen, wo ich wieder zu den Todten zurück muß.

Bei diesen Worten band das Gerippe das eine Ende des Stricks der an seinem Halse war, um den Nacken des Mädchens und schlang einen Knoten hinein, den keine Menschenhand zu lösen vermochte.

Tina verbrachte die ganze Nacht neben dem Gerippe auf den Knieen; sie war vor Furcht beinahe des Todes und weinte und klagte in einem fort.

Gegen Morgen schien es ihr, als ob sich etwas zu ihren Füßen bewege. Sie schaute hin und gewahrte eine Erdmaus, die vor ihr stehen blieb und sie anstarrte. Fast in demselben Augenblicke erschien ein schwarzer Punkt über der Grube, ein Flügelgeschlage ließ sich vernehmen und ein großer schwarzgrauer Rabe senkte sich einige Schritte vor Tina auf einen dürren Strauch hernieder.

Rabe und Erdmaus waren aber ein böser Zauberer und eine böse Zauberin, die sich von den Leichen auf Erden nährten. Beide sagten einander ihren Gruß.

— Traun! rief der Rabe, wir sind zu guter Stunde hier zusammengetroffen, Gevatterin. Es däucht mir, als suchtest du dir an dem hübschen Mägdlein schon das Stücklein aus, welches du zuerst verzehren willst.

— Ach! sagte die Erdmaus, wenn es uns doch nicht verboten wäre, lebendiges Fleisch zu berühren.

— Bah! versetzte der Rabe; warten wir hier, bis dies liebe Herzlein Todtenfleisch geworden ist.

— Gut! bemerkte die Erdmaus; aber ich behalte mir die hübschen Wänglein vor.

— Und ich bedinge mir die frischen Lippen, sagte der schwarzgraue Rabe.

— Ich nage die großen Aeuglein aus, verſetzte die Erdmaus.

— Und ich hacke die zarten Oehrlein ab.

Bei dieſem Geſpräche erſtarrte unſrer Tina das Blut in den Adern. Jedoch nahm ſie ſich einen Muth und ſagte:

— Ich bin noch jung und zu klein, um euch beide ſatt zu machen; ach, ich glaube es wäre für euch vortheilhafter, wenn ihr mich rettetet.

— Dich retten! riefen Zauberer und Zauberin. Wie könnten wir das!

— O ihr könntet es wohl; wenn die Erdmaus dieſen Strick zernagen wollte und du, Rabe mich aus der Grube trügeſt!

— Und was gibſt du uns, wenn wir's thun? fragten die beiden Leichenfreſſer.

— Ich gebe euch zwei Kühe ſammt den Kälbern.

Zauberer und Zauberin ſchlugen ein Gelächter auf.

— Auch Flachs und Korn lege ich dazu.

Die Beiden lachten noch ſtärker.

— Und wenn ihr nicht anders wollt; ſo gebe ich euch auch noch eine ſilberne Schüſſel nebſt den Tellern.

— Nein! ſchrie die Erdmaus; ich brauche weder Silber noch Korn noch Vieh; ſondern ich verlange, daß du mir ein Paar Flügel zum Fliegen verſchaffſt.

— Und ich, ſprach der Rabe, daß du mir vier Füße ſchaffſt, damit ich beſſer laufen kann.

— Und wenn du das morgen nicht thuſt, ſetzten beide hinzu, ſo gehörſt du uns mit Leib und Seele an.

Tina fand dieſe Bedingungen allerdings ſehr hart, ſie ging dieſelben jedoch lieber ein, als daß ſie in der Grube und an das Gerippe gefeſſelt blieb.

Zauberer und Zauberin ließen ſie einen ſchweren Eid ablegen, daß ſie die Bedingungen halten wolle, dann zernagte die Erdmaus den Strick und der Rabe nahm Tina auf ſeine Flügel und brachte ſie in einen Nu zu dem Hofe ihres Vaters. Da ſetzte er ſie unter einem Apfelbaume nieder und ſagte, morgen käme er mit ſeiner Gevatterin an dieſelbe Stelle, um ſich den Lohn von Tina zu holen.

Tina lief was ſie konnte, und erzählte den Leuten im Hauſe mit Zittern und Zagen, was ihr geſchehen.

Aber da wußte keines Rath, nur der alte Großpapa erinnerte ſich einer klugen Frau, die nicht gar zu weit wohnte, und ging mit Tina hin, erzählte ihr die Geſchichte und legte ihr drei Bündel Flachs und eine fette Henne auf den Tiſch.

— Schlimm, ſehr ſchlimm! ſprach die Frau, wenn du nicht geſchworen hätteſt, ſo möchte alles gehen; aber ich kenne die beiden Geſellen, es ſind arge Zauberer und ſie wiſſen gar wohl, daß es nicht möglich iſt, zu ſchaffen was ſie gefordert haben.

Tina weinte und flehete, der Großpapa verſprach, noch einmal ſo viel Flachs und eine zweite fette Henne zuzulegen, die kluge Frau aber dachte nach. Endlich ſprach ſie:

— Höre mein liebes Kind, und thu wie ich dir ſage.

Tina gelobte alles aufs pünktlichſte zu thun.

— Nimm ein Meſſer, womit noch niemals Fleiſch oder was von Fleiſche kommt, geſchnitten iſt, geh an den Hagen entlang und horche wie der Wind in den Graſe weht. Wenn du ein Geräuſch hörſt, als ob Hagel rauſche, ſo ſchneide die Spitzen mit dem Halmen ab, denn es iſt das Schlafkraut. Binde ein Büſchlein daraus und trage es unter den Apfelbaum. Danach komm und frage mich weiter.

Tina that wie ihr geheißen. Sie ging an den Hecken hin, hörte das Kraut vom Winde wie fallender Hagel rauſchen, ſchnitt mit einem neuen Meſſer Halm und Krone ab, machte ein Büſchlein davon und trug es unter den Apfelbaum. Dann ging ſie zu der klugen Frau zurück und ſagte ihr, daß ſie alles ordentlich vollführt, und was ſie ferner thun müſſe.

Die kluge Frau behielt Tina bei ſich bis zum Abend und unterwies ſie, wie ſie's machen müßte. Als die Nacht kam mußte Tina unter der Apfelbaum gehen, und ſobald es ſtockfinſter war, erſchien die Erdmaus und fragte:

— Wie ſtehts mit meinen Flügeln, ſind ſie fertig?

Sie ſagte das in einem Tone, als ſpotte ſie nur und wiſſe gar wohl, daß die Flügel nicht da wären.

— Noch nicht, ſagte Tina, aber ſie kommen gleich.

— Nur geſchwind, geſchwind! verſetzte die Zauberin, ich habe Eile und muß heut Nacht noch hundert Meilen von hier.

— Ruhe auf einem Augenblick aus, liebe Erdmaus, antwortete Tina, du ſollſt gleich deinen Wunſch erfüllt ſehen.

Die Erdmaus freuete ſich, daß Tina ſie ſo höflich behandelte und dachte: nun, einem Augenblick kannſt du ja warten, unterdeſſen trifft auch Gevatter Rabe ein.

Sie näherte ſich dem Büſchel von Schlafkraut, welches Tina wie eine Streu gebunden hatte, und legte ſich darauf. Richtig, im nächſten Augenblick lag ſie wie im Todtenſchlaf.

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien auch der Rabe.

— Nun, Herzchen! fragte er Tina, wo ſind die vier Füße, die du mir zu liefern haſt?

— Ach! ich habe ſie weder für Gold noch Silber bekommen können, antwortete das Mädchen.

— Ja, das wußte ich voraus! lachte der Rabe. Alſo gieb mir die Hälfte von deinem lieben Seelchen und dem ſchönen Leibe.

— Warte nur noch ein kleines Bischen, lieber Herr Rabe! So erbarme dich doch eines armen Mägdleins, ich gebe dir auch einen ſchönen Braten zu eſſen.

— Was für einen? fragte der ſchwarzgraue Rabe.

— Ich habe in einer Falle eine Maus erwiſcht, die iſt ſchier ſo groß als eine Ratte, ſchau, da habe ich ſie hingelegt.

Tina wies auf die Erdmaus; der Rabe blinzelte mit dem Auge danach und ſprach:

— Ein leckerer Biſſen: den verſchmähe ich nicht. Aber mein Recht muß ich doch haben.

— Iß nur! und nachher thu, wie dir gefällt und wie du Recht haſt.

Der Rabe beſann ſich nicht lange; er hackte auf die Erdmaus los und verſchlang ſie in einem Male!

Davon wachte die Erdmaus auf; ſie ſah, daß ſie in einem Magen war, fing heftig an zu ſchreien, gebehrdete ſich raſend und ſtrampelte und kratzte ſo lange, bis ſie mit ihren vier Füßen vier Löcher in dem Magen des Raben gewühlt hatte, ſo daß ihre Beine unten am Leibe des Raben heraus kamen. Weil aber der Bauch wie ein Sperrbaum hinderte, ſo konnte ſie nicht weiter und die kluge Frau kam jetzt herbeigelaufen, berührte den Raben mit der Erdmaus halb in und halb außer dem Leibe mit einer Haſelgerte und ſprach:

— Hebet euch fort, Schlangenbrut. Euer Begehr iſt erfüllt. Du, Rabe, haſt jetzt vier Füße zum Laufen und die Erdmaus ihre beiden Flügel zum Fliegen, alſo habt ihr nichts mehr von dem jungen Mädchen zu fordern. Zur Strafe für eure Teufelsliſt und zur Warnung ſollt ihr und eure Nachkommen Vogel ſein

und doch kein Vogel, Thier und doch kein Thier und Beide, Vögel wie Thiere, werden nichts von euch wissen wollen.«

Also entstand die Fledermaus.

Aber das ist's nicht allein was die Geschichte der armen Tina sagen will, daß man sein Versprechen nicht breche, sondern mehr noch, daß man nicht zu hochmüthig sei und nichts gut genug finde, weil man sonst leicht das Gute verliert und das Schlechteste bekommt.

St. Veltens Ringlein.

Es war einmal ein König, der lebte recht glücklich und zufrieden und am meisten freuete er sich über seine Tochter, denn die galt allgemein für die schönste Dame in der ganzen Welt.

Das Töchterlein nannte sich Triphyna.

Alle die sie kannten, sagten ohne Neid, daß Triphyna so gut als schön wäre; drum hätte denn auch der König weit lieber seine Rosse und Knappen, seine Schlösser und alle Festen des Landes verloren, als zugegeben, daß Triphyna auch nur das allermindeste Leid widerfahre.

Eines Tages ließen sich bei dem Könige Abgesandte eines benachbarten Fürsten melden.

Die schickte der Fürst von Komorre, ein gewaltiger und mächtiger Herr, der ein nicht minder großes Land inne hatte als der Vater Triphyna's.

Die Abgesandten legten dem Könige Honig, Leinen und ein Duzend Ferkelchen zu Füßen, nach damaliger Landessitte, und erklärten ihm, daß ihr Geliebter vor nicht langer Zeit verkleidet an des Königs Hofe gewesen sei und daselbst die junge

Prinzessin gesehen habe. Er empfinde die heftigste Liebe zu ihr und begehre sie zum Gemahl, um welchen Preis es auch sei.

Dieser Antrag betrübte den König so wie Triphyna sehr. Denn der Fürst von Komorre war ein Riese und galt für den nichtswürdigsten Menschen, der seit Kain auf der Erde gelebt. Schon als Kind hatte er seine Freude daran gefunden, Anderen Böses zu thun, und seine Bosheit war so entsetzlich, daß seine eigene Mutter hinlief und die Lärmglocke anschlug, wenn er das Schloß verließ, damit die Leute es erführen und sich in Acht nähmen.

Später, als er größer und Herr von Land und Leuten geworden war, hatte es keine Grenzen mit seiner Grausamkeit und niemand konnte sich eines Aehnlichen entsinnen.

Man erzählte sich, daß er eines Morgens, als er das Schloß verließ, auf ein Kind traf, welches ein Füllen zur Weide trieb; sogleich legte er darauf an und tödtete das arme Kind.

Andere Male, wenn er von der Jagd heimkehrte und nichts erbeutet hatte, da hetzte er seine Hunde auf die armen Leute im Felde und ließ sie zerfleischen wie wilde Thiere.

Aber das Allerschändlichste war, daß er eine nach der andern vier Frauen gehabt hatte, die waren alle eines plötzlichen Todes gestorben, ohne daß jemand erfahren konnte, wie oder warum; drum glaubte man allgemein, daß er sie umgebracht habe durch das Schwert oder durch Feuer, Wasser oder Gift.

Das wußte der König und Triphyna so gut wie alle Leute, daher entgegnete er denn, seine Tochter sei noch zu jung.

Aber die Abgesandten versetzten nach ihrer Weise trotzig, daß der Fürst von Komorre dergleichen Ausrede nicht gelten ließe und ihnen befohlen habe, dem Könige den Krieg anzusagen, wenn sie die Prinzessin nicht mit heimbrächten.

Der König versetzte, sie möchten thun, wie ihnen beliebe.

Da nahmen die Abgesandten eine Handvoll Stroh hervor, zündeten dasselbe an, warfen es in die Luft, daß der Wind die Funken umhertrieb, und sprachen, so solle ihres Fürsten Grimm über das Land des Königs ziehen.

Triphyna's Vater war ein Mann von Muth, den eine solche Drohung nicht in Schrecken setzte. Er sammelte seine Leute und rüstete sich zur Vertheidigung.

Wenige Tage darauf erscholl die Botschaft, daß der Fürst von Komorre mit einem gewaltigen Heere über die Grenzen gebrochen sei, und mit Trompeten und Kanonen wider die Hauptstadt heranrücke.

Der König stellte sich an die Spitze seiner Leute und rückte dem Feinde entgegen.

Als der König das Schloß verlassen hatte und Triphyna allein war und vor Besorgniß weinte, da öffnete sich die Thür und herein trat ein Einsiedler, der im Geruche großer Heiligkeit lebte und sich auf viele Wunderdinge verstehen sollte. Er verkündete der Prinzessin, daß die beiden Heere in eine Schlacht

gerathen wären und ihr Vater den Sieg nicht erringen würde. Also solle sie ihn retten und dem Fürsten von Komorre ihre Hand geben.

Triphyna hub an zu jammern und zu klagen, aber der Einsiedler erwiderte:

— Fürchte nichts, Triphyna. Geh ruhig zu dem Fürsten von Komorre, er wird durch dich für seine Schandthaten Strafe leiden. Hier nimm diesen silbernen Ring so weiß wie Milch und merke: wenn der Fürst etwas wider dich im Sinne führt, so wird der Ring rabenschwarz werden. Das Uebrige wirst du schon sehen.

Der Ring verlieh der Prinzessin frischen Muth und sie willigte ein.

Schnell eilte der Einsiedler von dannen und verkündete den streitenden Heeren die freudige Botschaft. Zwar wollte der König trotz der Zustimmung seiner Tochter nicht beipflichten, da aber der Fürst so heilige Versprechen machte, so nahm er ihn endlich zum Eidam an.

Die Hochzeit wurde mit unerhörter Pracht vollzogen. Am ersten Tage wurden sechstausend Gäste bewirthet und am folgenden eben so viele Arme gespeiset und das junge Paar wartete ihnen bei Tafel auf. Dann ging es an den Tanz, wozu alle Spielleute aus beiden Reichen bliesen und geigten.

Als endlich die Kuchen und Braten verzehrt und der Wein in den Flaschen ausgetrunken war, kehrte jeder wieder nach heim,

die schöne Triphyna aber zog mit dem Fürsten von Komorre nach dessen Schloß.

Triphyna fand den Riesen weit liebenswürdiger als sie sich vorgestellt hatte; sie konnte mit ihm machen was sie wollte, er war folgsam wie ein Hündchen und sanft wie ein Lamm. Die Kerker des Schlosses wurden aufgethan, keinem Menschen widerfuhr mehr ein Leides und die Leute sprachen voll Erstaunen:

— Wunderbar! seit die schöne Triphyna unsers Fürsten Gemahlin ist, dürstet er nicht mehr nach Thränen und Blut!

Allein wie gut es Triphyna auch hatte, so wurde sie doch immer traurig, wenn sie an den plötzlichen Tod dachte, der alle anderen Frauen des Riesen getroffen hatte. Sie wußte sich dann in ihrer Unruhe nicht anders zu helfen, als daß sie in die Schloßkapelle hinunter stieg und betete.

Nun fand um diese Zeit eine große Zusammenkunft aller Ritter und Herren statt, wohin der Fürst von Komorre sich begeben mußte.

Er nahm einen wehmüthigen Abschied von seiner lieben Triphyna, händigte ihr alle Schlüssel vom Boden bis zum Keller ein und reisete mit großem Gefolge davon.

Ein halbes Jahr dauerte es, bis er wiederkam. Seine große Sehnsucht zu Triphyna trieb ihn mit hastiger Eile zu derselben hin, und ehe sie sich dessen versah, trat er in ihr Zimmer, als sie eben ein Kindermützlein von Spitzen verfertigte.

Bei dieſem Anblick erbleichte der Fürſt und fragte wozu das Mützlein dienen ſolle, und als ihm Triphyna ſagte, es ſolle für das Söhnlein ſein, welches ſie bekommen würde, da warf ihr der Rieſe einen fürchterlichen Blick zu und eilte von dannen, ohne ein Wort zu ſagen.

Die Prinzeſſin hatte kein Arg darauf, doch als ſie niederſchauete, um in ihrer Arbeit fortzufahren, da ſah ſie mit Entſetzen, daß der ſilberne Ring ſchwarz geworden war.

Sie ſtieß einen lauten Schrei aus, denn ſie gedachte der Worte des Einſiedlers und der Gefahr, die ihr bevorſtand.

Man kann ſich leicht denken, daß es die ſchöne Triphyna am allermeiſten betrübte, daß ſie nicht wußte, weshalb ihr Gemahl Schlimmes gegen ſie ſinne. Vergeblich dachte ſie den ganzen Tag und bis ſpät in die Nacht hinein darüber nach, und als die Angſt ihr zuletzt gar keine Ruhe mehr ließ, ſtand ſie auf und ging in die Kapelle hinab.

Kaum hatte ſie ſich niedergekniet, da ertönte die Schloßuhr, und der Zeiger wies Mitternacht! In demſelben Augenblicke ſprangen die Gräber in der Kapelle auf und daraus hervor kamen die Frauen des Rieſen in ihren Todtenlaken.

Halbtodt vor Schrecken wollte Triphyna entfliehen, aber die Leichen rieſen ihr zu:

— Bleib hier, armes Weib! der Rieſe lauert auf um dich zu tödten.

— Mich? sagte die Prinzessin, und konnte vor Schrecken kaum noch reden; was habe ich gethan, daß er meinen Tod verlangt?

— Weil ihm geweissagt ist, daß sein eigener Sohn ihn tödten solle zur Strafe für seine Schandthaten, will er dich umbringen, wie er uns umgebracht hat!

Triphyna brach in Thränen aus.

— O Himmel! jammerte sie, was fange ich an.

— Fliehe aus dem Schlosse des Riesen und kehre heim in das Land deines Vaters.

— Das ist nicht möglich, versetzte die Prinzessin; der große Hund des Riesen liegt auf dem Hofe und wacht.

— Gib ihm das Gift, womit sein Herr mich getödtet hat, sprach die erste Todte.

— Wie soll ich von der hohen Mauer auf die Erde nieder kommen?

Nimm den Strick, womit ich erwürgt bin, sagte die zweite Todte.

— Wer wird mich in der Finsterniß leiten?

— Die Flamme, welche mich verbrannt hat, versetzte die dritte Todte.

— Und wie kann ich den langen Weg zurücklegen?

— Mit dem Stabe, der meinen Schädel zerschmettert hat, antwortete die vierte Todte.

Die Prinzessin nahm Stab, Flamme, Strick und Gift; sie machte mit dem Gifte den Hund verstummen, stieg an dem Stricke die Mauer hinab, und folgte an dem Stabe der Flamme, die ihr voraufleuchtete nach ihres Vaters Reiche zu.

Am andern Morgen wollte der Riese Triphyna tödten — aber sie war verschwunden und er suchte sie vergebens in allen Zimmern und Winkeln.

Da merkte er, daß sie nicht mehr im Schlosse war, und stieg eilends auf den Wartthurm hinauf und schaucte nach allen vier Winden.

Er schauete gen Mitternacht, da krächzte ein Rabe; er schauete gen Osten, da flog eine Schwalbe, er schauete gen Mittag, da strich eine Möve; endlich schauete er gen Westen, da flatterte eine scheue Turteltaube.

Sogleich wußte er, daß Triphyna nach dieser Richtung geflohen war, ließ sein Pferd satteln und folgte ihr nach.

Die arme Prinzessin war noch in der großen Waldung, die des Riesen Schloß umzog; der Ring, der abermals schwarz wurde, gab ihr zu erkennen, daß der Riese heranziehe. Schnell flüchtete sie sich über die Haide und kam zu der Hütte eines Hirten, darin war niemand außer einer alten Elster in einem Käfige an der Wand.

Die arme Fliehende verbarg sich den ganzen Tag in der Hütte und klagte und weinte, und als die Nacht hereinkam,

machte sie sich wieder auf den Weg, und wählte die entlegensten Pfade zwischen den Kornfeldern hin.

Der Riese hatte die Heerstraße eingeschlagen, drum traf er die Prinzessin nicht. Zwei Tage lang jagte er vergebens umher, da kehrte er zurück, und unglücklicher Weise fügte es sich, daß er in die Hirtenhütte auf der Haide trat. Die Elster hatte Triphyna's Klagen vernommen und weil ihr die Zunge gelöst war, so schwatzte sie die Worte, die sie gehört hatte, nach und wiederholte in einem fort:

— Arme Triphyna! arme Triphyna!

Hieraus nahm der Riese ab, daß die Prinzessin an diesem Orte gewesen war; er lockte seinen Spürhund, ließ ihn die Spuren aufsuchen und verfolgte so die entlegenen Wege der Prinzessin.

Triphyna war mittlerweile immerfort gegangen und glücklich bis in die Nähe des Gebietes ihres Vaters gekommen. Sie konnte aber nicht mehr fort, sondern blieb in einem Dickicht liegen und gebar daselbst ein wunderschönes Knäblein.

Triphyna nahm das Kind auf den Arm, herzte es und weinte vor Freude und vor Traurigkeit. Da kam auf einmal ein Falke heran geflogen und setzte sich vor ihr nieder. An dem goldnen Bande um den Hals desselben erkannte sie, daß es ihres Vaters Falke war. Sie rief ihn bei Namen, hielt ihm das silberne Ringlein hin und sagte:

— Flieg, mein Falke! flieg und bring meinem Vater dieſen Ring, damit er daran erkenne, daß ich in großer Gefahr bin.

Der Vogel verſtand, was ſie meinte, nahm den Ring in ſeinen Schnabel und flog wie ein Blitz mit demſelben davon.

Nicht lange darauf nahte ſich der Rieſe mit ſeinem Spürhunde, und weil Triphyna den Ring nicht mehr hatte, ſo ahnete ſie nichts davon, bis ſie die Stimme des Unholds vernahm.

Vor Schrecken zitterte ſie am ganzen Leibe, und kaum behielt ſie Zeit genug, ihr Kindlein in ihren Mantel zu wickeln und in einen hohlen Baum zu verſtecken, ſo ſchnell jagte der Rieſe auf ſeinem Pferde heran.

Als er Triphyna erblickte, ſtieß er ein Geſchrei aus, wie ein wüthendes Thier, ſtürzte auf ſie zu und hieb ihr mit einem Schlage den Kopf von den Schultern.

Weil aber das Kind in dem hohlen Baume verſteckt lag, ſo bemerkte er es nicht, pfiff ſeinem Hunde und jagte davon.

Der Falke trug ſein Ringlein richtig an den Hof des Königs.

Der König ſaß eben bei Tiſch und ſprach von ſeinem Töchterlein: da kam auf einmal der Falke herangeflogen und legte das ſilberne Ringlein auf den Tiſch.

Alsbald erkannte der König, daß es des Einſiedlers Ringlein war; er ließ den heiligen Mann rufen und der ſagte ihm, wie die Sachen ſtünden.

— Auf! auf! Herr König! rief er, laßt Pferde satteln, eure Tochter ist in Gefahr.

Schnell wurden Pferde geschirrt und der König mit dem Einsiedler und einem großen Geleite machten sich auf.

Der Falke flog voran und zeigte den Weg und die Pferde jagten fast eben so schnell, als der Falke fliegen konnte, als sie aber an der Stelle angekommen waren, fanden sie den Leichnam der Prinzessin todt daliegen, und das Kindlein schrie in dem hohlen Baume.

Der König warf sich auf die Erde, raufte sich das Haar und jammerte, daß es die Eichen rühren konnte; allein der heilige Mann tröstete ihn und bat ihn zu schweigen.

Er trat zu dem Leichname und sprach ein Gebet darüber hin, dann befahl er:

— Erhebe dich!

Der Leichnam that, wie ihm geboten.

— Nimm dein Haupt und dein Kind und folge uns zum Schlosse des Riesen! gebot der Einsiedler weiter.

Die Todte gehorchte auch hier; die verwunderte Truppe stieg wieder zu Pferde und fort ging es in gesprengtem Galopp nach des Riesen Schloß. Der Leichnam der Prinzessin war beständig vorauf, wie schnell die Pferde auch laufen mochten, und hielt auf dem linken Arme das abgehauene Haupt und auf dem rechten das neugeborene Kind.

So kamen sie insgesammt vor das Schloß des Riesen.

Der Riese hatte sie kommen sehn und die Zugbrücke aufziehen lassen.

Aber der Einsiedler faßte den Leichnam der Prinzessin bei der Hand, näherte sich dem Graben und rief mit lauter Stimme:

— Fürst von Komorre, ich bringe dir dein Weib, so wie dasselbe durch deine Mörderhand geworden ist, sammt dem neugebornen Kindlein, das dir gehört. Willst du sie aufnehmen unter dein Dach?

Der Riese antwortete nicht.

Zum zweiten Male hub der Einsiedler an zu fragen, allein keine Stimme gab Antwort, und als er zum dritten Male gefragt hatte und wieder keine Antwort erfolgte, da nahm er das Kindlein von dem Arme des Leichnams und setzte es auf die Erde.

O Wunder! das Kindlein begann zu gehen, ganz allein und ohne Beistand, und ging bis an den Rand des Schloßgrabens, nahm eine Hand voll Sand, schleuderte sie gegen das Schloß zu in die Luft und rief mit muthiger Stimme:

— So zerstiebe mit deinem Schlosse wie dieser Sand, du Frevler! das Maß deiner Sünden ist voll!

In demselben Augenblicke stürzten die Thürme mit gewaltigen Lärmen zusammen, die Mauern zerissen und das ganze Schloß brach in sich zusammen und begrub den Riesen sammt Allen, die Theil an seinem Verbrechen gehabt.

Dann trat der Einsiedler zu dem Leichnam, der den abgehauenen Kopf noch immer trug, nahm ihm das Haupt von dem

linken Arme, setzte denselben wieder zwischen die Schultern und sprach ein Gebet; sogleich öffnete der Kopf die Augen — die schöne Prinzessin war wieder am Leben und sie und das Land von dem argen Riesen gerettet.

Mit lautem Jubel brachte sie der König und sein Gefolge mit dem wunderschönen Kindlein nach dem Schlosse zurück, und Alle priesen den heiligen Mann, der war aber kein andrer als Sankt Velten.

Die drei Almosen.

Vor langer Zeit lebten einmal zwei junge Herren, die waren so reich, als sie nur begehrten, und so schön, daß ihre Mutter sie nicht schöner wünschen konnte. Sie hießen Tonyk und Mylio.

Mylio, der ältere Bruder, zählte gegen siebzehn Jahre und Tonyk deren vierzehn. Beide hatten eine vortreffliche Erziehung genossen, so daß jeder Pfarrer oder Amtmann werden konnte, wenn er das Alter und Lust dazu gehabt hätte.

Tonyk war gut und immer bereit, den Armen zu helfen und Beleidigungen zu verzeihen. Sein Herz war immer willfährig zum Lieben und seine Hand zum Geben; während Mylio dagegen keinem geben mochte, was seine Schuld war. Er handelte immer noch ab und wenn man ihn beleidigte, so rächte er sich mit aller Macht, die ihm zu Gebote stand.

Ihr Vater war gestorben, als sie beide noch klein gewesen und die Mutter, eine treffliche Frau, hatte sie selbst erzogen. Als die Knaben älter geworden, dachte sie dieselben zu einem fernen Onkel zu schicken, damit sie von dessen gutem Rathe lernten und später einmal seine großen Reichthümer erbten.

Eines Tages also gab sie jedem einen neuen Hut, Schuhe mit silbernen Schnallen, einen himmelblauen Mantel, eine volle Geldbörse und ein gutes Pferd; damit trug sie ihnen auf zu dem Bruder ihres Vaters zu ziehen.

Die beiden Jünglinge machten sich auf den Weg, voller Freuden, ein fremdes Land zu sehen. Sie ließen die Pferde so schnell laufen, daß sie schon am dritten Tage in ein fremdes Reich kamen, wo andere Bäume wuchsen und andere Früchte auf dem Felde standen.

Als sie eines Morgens über einen Kreuzweg ritten, sahen sie eine arme Frau neben dem steinernen Kreuze am Wege sitzen, die hielt ihr Gesicht mit der Schürze verhüllt.

Tonyk hielt sein Pferd an und fragte, was ihr fehle.

Die Bettlerin antwortete schluchzend, gestern sei ihr Sohn gestorben, ihre einzige Stütze, und nun sei sie der Barmherzigkeit fremder Leute überlassen.

Tonyk wurde gerührt, aber Mylio, der etwas weiterhin gehalten hatte, rief ihm spöttisch zu:

— Du wirst doch nicht der ersten besten Bettlerin glauben! Diese Frau hat es nur auf den Beutel der Reisenden angelegt.

Tonyk versetzte: — Rede nicht so grausam, lieber Bruder, deine harten Worte bringen sie zum Weinen. Sieh doch nur, wie sie an Gestalt und Alter unsrer Mutter gleicht.

Dann wendete er sich an die Bettlerin und sagte, indem er ihr seine Börse reichte: — Nehmt, arme Frau! ich kann

freilich nicht viel thun, allein der Himmel wird ſchon weiter helfen.

Die Bettlerin nahm die Börse, küßte sie und sagte zu Tonyk: — Edler Herr, ihr habt eine arme Frau reich gemacht, so verschmähet von meiner Hand diese Nuß nicht, es befindet sich eine Wespe darin, die einen diamantenen Stachel hat.

Tonyk nahm die Nuß, dankte der armen Frau und setzte seinen Weg mit Mylio fort.

Es währte nicht lange, so erreichten sie den Saum eines Waldes und trafen da einen Knaben, der war halbnackt und suchte in den Löchern der Bäume und sang eine kummervolle Weise vor sich hin. Zuweilen schlug er die erstarrten Hände über einander, um sie ein wenig zu erwärmen, und sagte dazu in singendem Tone — O, mich friert! o, mich friert! — Man konnte seine Zähne klappern hören.

Bei diesem Anblick traten Tonyk Thränen in die Augen und er sagte zu seinem Bruder:

— Ach Mylio! was muß der arme schuldlose Knabe von der Kälte ausstehen.

— Da muß er recht frostig sein! entgegnete Mylio; ich finde die Kälte so schneidend nicht.

— Ja, du hast eine Sammtweste an und darüber einen Tuchrock und obenher noch den himmelblauen Mantel; er aber ist halbnackt.

— Ha! lachte Mylio, es ist ein kleiner Bauernjunge.

— Ach, erwiederte Tonyk, mir thut das Herz weh, wenn ich denke, daß du an ſeiner Stelle geboren ſein könnteſt — ich kann ihn nicht ſo leiden ſehn.

Bei dieſen Worten hielt er ſein Pferd an, rief den Knaben herbei und fragte ihn, was er da mache.

— Ich ſuche Meiſen, die in den Löchern der Bäume ſchlafen, antwortete der Knabe.

— Und was machst du mit den Meisen?

— Wenn ich viele gefangen habe, bringe ich sie zum Verkauf in die Stadt, damit ich mir ein Kleid kaufen kann, das mich warm hält, als ob die liebe Sonne immer schiene.

— Hast du schon welche gefunden? fragte Tonyk.

— Erst eine einzige, entgegnete der Knabe, und zeigte einen kleinen Binsenkäfig, worin eine Blaumeise saß.

— Gib her, ich nehme sie dir ab, sagte Tonyk, und warf ihm den himmelblauen Mantel über. Hülle dich da hinein, er ist dir kostbarer als mir.

Die beiden Brüder setzten nun die Reise fort. Mylio verhöhnte seinen Bruder, und Tonyk hatte anfänglich ein wenig vom Nordwinde zu leiden, weil ihm der Mantel fehlte. Aber als sie durch den Wald gekommen waren, wurde der Wind mäßiger, der Nebel verzog sich und die Sonne warf einige freundliche Strahlen durch die Wolken.

Sie kamen bald an eine Flur, wo eine Quelle floß, und neben derselben fanden sie einen Greis sitzen, in Lumpen gehüllt und einen Bettelsack auf der Schulter. Wie er die Reiter bemerkte, rief er sie mit flehender Gebehrde an. Tonyk näherte sich ihm. — Was begehrt ihr, alter Papa? fragte er und zog vor dem ehrwürdigen Greise den Hut ab.

— Ach, meine lieben Herren! antwortete dieser; ihr seht, meine Haare sind grau, und meine Wangen eingefallen. Ich bin vor Alter so schwach geworden, daß mich meine Beine nicht

mehr tragen. Ich muß hier umkommen, wenn mir nicht einer von euch ſein Pferd verkaufen will.

— Dir eins von unſeren Pferden verkaufen, du Bettler! rief Mylio mit verächtlichem Tone, womit willſt du es bezahlen?

— Schauet dieſe ausgehöhlte Eichel! antwortete der Bettler; es ſitzt eine Spinne darin, die Fäden ſpinnt, ſtärker als Stahl. Ueberlaßt mir eins von euren Pferden, ich gebe euch die Eichel mit der Spinne dafür.

Der ältere Bruder ſchlug ein helles Gelächter auf.

— Haſt du's gehört, Tonyk? rief er aus. Ich glaube, der Alte iſt ein höchſt unverſchämter Narr.

Der jüngere Bruder aber entgegnete ſanft:

— Ein Armer kann nicht mehr darbieten, als er hat.

Er ſtieg vom Pferde, näherte ſich dem Greiſe und ſagte:

— Ich gebe euch mein Pferd, guter Alter, nicht des Preiſes wegen, den ihr dafür bietet, ſondern der reinen Barmherzigkeit willen iſt es euer.

Der Greis wünſchte ihm tauſendfachen Segen, beſtieg mit ſeiner Hilfe das Pferd und verſchwand in der Flur.

Mylio aber konnte dies letzte Almoſen ſeinem Bruder nicht verzeihen.

— Unſinniger Verſchwender! rief er zornig, du mußt dich über den Zuſtand ſchämen, in den dich deine Thorheit gebracht hat. Du denkſt wohl, nachdem du all das Deinige verthan haſt, mit mir das Geld, den Mantel und das Pferd zu theilen! Da haſt du dich aber betrogen. Du ſollſt durch Schaden klug werden. Die Entbehrungen, welche deiner Ver-

ſchwendung folgen, mögen dich für die Zukunft Sparſamkeit lehren.

— Du haſt Recht, mein Bruder! entgegnete Tonyk ſanft. Es wird mir keine üble Lehre ſein und ich bin nicht geſonnen, ihr auf deine Koſten zu entlaufen. Es iſt mir nicht eingefallen, dein Geld, dein Pferd oder deinen Mantel in Anſpruch zu nehmen; reite ruhig und glücklich deines Wegs, ohne dich um mich zu kümmern.

Mylio antwortete nicht, ſondern gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte fort. Tonyk ging zu Fuße hinterdrein, allein er hegte keinen Groll gegen den Bruder.

Sie befanden ſich nicht mehr weit von einer Thalſchlucht, durch welche der Weg führt. Man nannte ſie nicht anders als die Höllenſchlucht, denn auf der Spitze des Felſen, welche zu beiden Seiten in die Höhe ragten, hauſete ein Rieſe, der lauerte dort auf die Reiſenden, wie ein Jäger auf das Wild. Dieſer Rieſe war blind und hatte keine Füße, aber er hatte ein ſo ſcharfes Ohr, daß er das Gras in der Erde wachſen hörte, und war ein großer Zauberer. Seine Diener waren zwei abgerichtete Adler, ein weißer und ein rother, dieſe ſchickte er aus, die Beute zu fangen, welche er kommen hörte. Wenn die Leute aus der Gegend durch die Schlucht gehen mußten, ſo zogen ſie die Schuhe aus, gingen barfuß, und wagten nicht, laut zu athmen, aus Furcht, der Rieſe möchte es hören.

Mylio wußte nichts davon, er ritt hochmüthig in die Thalschlucht hinein; das Geräusch, welches die Eisen des Pferdes auf den Steinen verursachten, weckte den Riesen.

— Halloh! rief er, meine Leibjäger, wo seid ihr?

Adler weiß und Adler roth eilten herbei.

— Geht und holt mir zum Abendbrode, was da unten durchs Thal zieht, rief der Riese.

Die beiden Adler schossen schnell wie Pfeile in die Schlucht hinab, faßten Mylio bei seinem himmelblauen Mantel und schleppten ihn in die Höhe zu der Wohnung des Riesen.

Tonyk kam in diesem Augenblicke an den Eingang der Schlucht. Er sah seinen Bruder von zwei Adlern in die Luft gerissen, stieß ein lautes Geschrei aus und stürzte hinzu. Jedoch die Adler verschwanden mit Mylio in wenigen Augenblicken hinter den Wolken, welche die Spitze des Felsens bedeckten.

Stumm und bewegungslos vor Schrecken stand Tonyk da und betrachtete die himmelhohen Felsenwände, die steil wie Mauern sich erhoben.

— O mein Bruder, mein Bruder! rief er endlich aus, wie rette ich meinen Bruder!

Da ließen sich plötzlich drei feine Stimmen neben ihm vernehmen, die sagten: — Wer wird denn gleich verzweifeln bei jedem geringen Unfalle?

Tonyk sah sich erstaunt um: — Wer hat zu mir gesprochen, und wo seid ihr? fragte er.

— In deiner Rocktasche, versetzten die drei Stimmen.

Tonyk griff in die Tasche und zog die Nuß, die Eichel und den kleinen Binsenkäfig hervor. Er erinnerte sich der drei Thierlein, welche darin eingeschlossen waren und fragte:

— Ihr wollt meinen Bruder Mylio retten?

— Ja! ja! ja! antworteten die Thierlein mit ihren drei verschiedenen Stimmen.

— Und wie wollt ihr das anfangen, meine armen Spielbinger? fragte Tonyk weiter.

— Oeffne unsere Käfige, so sollst du es erfahren.

Tonyk that, was sie verlangten. Da eilte die Spinne zu einem nahen Baume und fing an ein glänzendes Gewebe zu spinnen, so fein wie Seide, aber stärker als Stahl. Dann flog die Blaumeise hinzu, nahm die Spinne auf den Rücken und stieg mit ihr immer höher und höher, bis das Gewebe, dessen Fäden eine Art Treppe bildeten, auf die Spitze des Felsens reichte. Tonyk stieg nun auf der Wunderleiter in die Höhe. Die Wespe flog lustig schwirrend vor ihm her und so kamen sie zusammen in die Wohnung des Riesen.

In einer großen Steinhöhle, hoch wie eine Kirche, saß der Riese ohne Augen und Füße. Er schien fröhlichen Muths zu sein, denn er schaukelte sich hin und her, was anzusehen war, als ob eine ungeheuere Pappel sich bewege, dazu sang er mit lauter Stimme und wetzte ein großes Messer, um Mylio zu schlachten.

Dieser lag ihm zu Füßen, die Arme und Beine waren ihm auf dem Rücken zusammengebunden, so daß er aussah wie ein Hühnchen, das an den Bratspieß gesteckt werden soll. Die beiden Adler saßen in einer Ecke am Heerde, der eine drehete einen Bratspieß, der andre legte Holz zum Feuer.

Vor dem Lärm, den sein Gesang und das Wetzen des Messers verursachte, bemerkte der Riese die Ankunft Tonyk's und seiner drei kleinen Gefährten nicht. Aber Adler roth bemerkte ihn; er stürzte auf ihn zu und wollte ihn mit seinen Krallen packen, allein die Wespe war schnell zur Hand und stach ihm mit den Diamantstachel die Augen aus. Adler weiß wollte seinem Bruder zu Hülfe eilen, jedoch es ging ihm nicht besser und er wurde ebenfalls blind. Danach flog die Wespe auf den Riesen, der sich bei dem Geschrei seiner Diener aufgerichtet hatte, und ließ ihm mit ihrem Stachel weder Rast noch Ruhe. Der Riese stieß ein entsetzliches Gebrülle aus, allein er mochte schlagen was er wollte, er konnte die Wespe nicht treffen, weil er keine Augen hatte, zu sehen, und er konnte auch nicht fort, weil er keine Füße besaß, zu gehen. Endlich warf er sich mit dem Gesichte auf die Erde, um dem scharfen Stachel sein Gesicht zu entziehen. Da eilte die Spinne herbei und spann ein Netz über ihn, so fein wie Seide, so stark wie Stahl, darin lag er gefangen und konnte sich nicht rühren.

Wohl rief er seine beiden Adler zu Hilfe aber umsonst. Diese hatte der Schmerz wüthend gemacht und da sie den Riesen

überwunden wußten, fürchteten sie sich auch nicht mehr vor ihm, sondern dachten sich für die lange Sklaverei, worin er sie gehalten, zu rächen. Sie eilten gegen ihren bisherigen Herrn, schlugen heftig mit den Flügeln und zerfleischten ihn voll Wuth durch das Stahlnetz hindurch. Mit jedem Schnabelhiebe rissen sie ihm ein Stück Fleisch ab und hörten nicht eher auf, bis die bloßen Knochen zum Vorscheine kamen. Dann setzten sie sich zur Ruhe, weil aber das Fleisch eines Zauberers unverdaulich ist, so fielen sie auf demselben Flecke todt nieder.

Tonyk löset die Fesseln seines Bruders, umarmte ihn unter Freudenthränen und ging mit ihm aus der Höhle des Riesen an den Rand des Felsens. Da erschienen geschwinde die Blaumeise und die Wespe, die sich wie Pferde an den Binsenkäfig gespannt hatten. Der kleine Binsenkäfig verwandelte sich in eine stattliche Karosse und sie luden die Brüder ein, sich einzusetzen. Die Spinne stellte sich als Diener hinten auf und mit Windesschnelle ging es davon.

Tonyk und Mylio gelangten auf diese Weise mit leichter Mühe über Wiesen, Wälder, Berge und Dörfer hinweg — denn in der Luft gibt es überall nur die besten Wege — bis zu dem Schlosse ihres Onkels.

Da senkte sich die Karosse zur Erde und rollte nach der Zugbrücke, wo die Brüder ihre beiden Pferde angebunden fanden. An dem Sattel des Pferdes, das Tonyk gehörte, war aber die Börse und der Mantel aufgehängt, nur daß die Börse

weit größer und voller, und der Mantel ganz mit Edelsteinen besetzt war.

Tonyk sah voll Erstaunen nach der Karosse, um zu fragen, was dies bedeute, allein die Karosse war verschwunden und statt der Wespe, der Meise und der Spinne standen drei glänzende Engel da.

Die Brüder fielen vor Staunen und Bewunderung auf die Erde nieder; der schönste und herrlichste der Engel aber trat zu Tonyk und sagte:

— Fürchte dich nicht, liebes Herzchen! Wir heißen die guten Werke; die arme Frau, der frierende Knabe und der lahme Greis waren wir. Bleibe immer so gut, wie du bisher warest, und du, Mylio, nimm dir ein Beispiel daran; du hast nun erkannt, daß auch der Geringste uns nützen kann.

Nach diesen Worten erhoben sie sich in die Luft und stiegen immer weiter in die Höhe, bis sie zuletzt wie Schwalben in den Wolken verschwanden.

Mylio umarmte seinen Bruder Tonyk, dessen gutes Herz ihn gerettet hatte, und wurde seitdem freundlich und mild wie dieser.

Schilfmännchen.

Zu einer Zeit, da es noch keine Kalender gab und man drum an keine Jahrszahlen dachte, wohnte in dem schönsten Hofe des Thals ein braver Landmann, der hatte eine Tochter, die hieß Bärbchen. Man rühmte Wunder von ihrer Schönheit, vor allen Dingen aber pries man sie als die beste Tänzerin und die schmuckeste Jungfrau des Landes.

Wenn sie Sonntags in die Kirche ging, trug sie ein goldgesticktes Mützchen, ein Spitzentüchlein um den Hals, fünf Röcke über einander und Schuhe mit silbernen Schnallen, so daß Alle neidisch auf sie blickten und vor Mißgunst die Nase rümpften.

Bärbchen kümmerte sich wenig darum, kamen doch die hübschesten Burschen um sie herum und flüsterten einander ihr Lob in die Ohren, daß sie oft roth wurde bis über die Augen, wenn sie's abseits vernahm.

Unter allen jungen Burschen, die auch Bärbchen ausschaueten, gab es einen, dem das Herze zu allermeist brannte, der war der Hofknecht ihres Vaters, ein flinker Arbeiter und

treuer Geſell, allein er war blöde und befangen und häßlich wie ein Schneider. Drum hörte auch das Mägdlein nicht auf ihn, obgleich er ſonſt ein wackerer Menſch war, und ſagte ihm immer, wenn er ſie anredete, er wäre ein ungeſchlachter Eſel.

Jochem liebte ſie aber recht aus Herzens Grunde und duldete es, daß ſie ihn ſchalt, allein es bekümmerte ihn ſchwer, daß die, welche er liebte, ihm neben ſo viel Luſt unſäglichen Kummer verurſache.

Eines Abends trieb er die Pferde von der Weide heim und hielt unterwegs an einem ſumpfigen Waſſer an, um ſie zu tränken. Er ſtand ein wenig ſeitwärts, den Kopf auf die Bruſt hängend und tief aufſeufzend, denn er dachte an Bärbchen, als auf einmal eine Stimme aus dem Schilfe des Sumpfs erſcholl und ihm zurief:

— Weswegen betrübſt du dich ſo, Jochem? man muß nicht ſogleich verzweifeln.

Jochem hob das Haupt voll Erſtaunen empor und fragte, wer denn da rede?

— Ich bin's, das Schilfmännchen! verſetzte dieſelbe Stimme.

— Ich ſehe niemand! rief Jochem aus.

— Schau nur recht zu, ſo wirſt du im Schilfe einen ſchönen grünen Froſch erblicken. Ich nehme allerlei Geſtalten an, wie's mir gefällt, wenn ich nicht eben Luſt habe, unſichtbar zu ſein.

— Kann man dich denn auch in deiner gewöhnlichen Geſtalt ſehen?

— Warum das nicht! Sogleich, wenn's dir Spaß macht.

Mit dieſen Worten ſprang der Froſch auf den Rücken des einen Pferdes und verwandelte ſich plötzlich in ein Zwerglein mit grünem Gewande und zierlichen blanken Stiefeln an den Füßen.

Jochem erſchrak ein wenig und fuhr etliche Schritte zurück; allein der Zwerg ſagte, er ſolle ſich nicht fürchten, denn er thue ihm nichts zu Leide, ſondern wolle ihm nützen.

— Und womit habe ich deine Gunſt verdient! fragte der Hofknecht ein wenig mißtrauiſch.

— Du haſt mir im vorigen Winter einen Dienſt erwieſen, verſetzte Schilfmännchen. Meine Brüder und ich leben mit den Kobolden aus den Höhlen und Löchern im Kriege, weil ſie's uns zum Verbrechen anrechnen, daß wir den Menſchen wohlwollen. Wir mußten uns flüchten und in allerlei Thiergeſtalten verbergen, und von der Zeit her haben wir uns daran gewöhnt, in allerlei Verwandlungen umherzuſtreifen, das hat mir Gelegenheit gegeben, dich kennen zu lernen.

— Wie ſo?

— Erinnerſt du dich wohl, daß du vor etwa drei Monaten im Erlenbuſch arbeiteteſt, und dort ein Rothkehlchen in der Schlinge fandeſt!

— O ja, unterbrach Jochem. Ich erinnere mich wohl, ich gab ihm die Freiheit und ſagte: du frißſt kein Korn; da, nimm deine Freiheit, Himmelsvöglein!

— Nun, das Rothkehlchen war ich! In dem Augenblicke nahm ich mir vor, dein Freund zu ſein; um dir einen Beweis zu geben, will ich dir Bärbchen zum Gemahl verſchaffen, weil dein Herz ſie liebt.

— Ach! Schilfmännchen, wenn du das könnteſt! ich gäbe dir alles in der Welt, blos Leib und Seele nicht.

— Laß mich machen! binnen hier und ein Paar Monden ſoll der Ackerhof und das Mägdlein dir gehören.

— Und wie willſt du das anfangen?

— Das ſollſt du ſchon erfahren. Vor der Hand rauch' dein Pfeifchen, iß, ſchlaf und kümmre dich um nichts.

Jochem meinte: die Bedingungen wären ſo ſchwer nicht und er wolle ihnen ſchon nachkommen. Darauf dankte er, zog den Hut und trieb ſeine Pferde weiter zum Gehöft.

Der nächſte Tag war ein Sonntag: Bärbchen ſtand früher als gewöhnlich auf und ging zu den Kuhſtällen, worüber ſie zu ſorgen hatte. Zu ihrem großen Erſtaunen fand ſie ſchon alles in Ordnung: die friſche Streu war gelegt, neues Futter in die Krippen gethan, die Kühe gemolken und die Milch gebuttert. Weil ſie am Abende vor Jochen geſagt hatte, daß ſie bei Zeiten fertig ſein wolle, um zur Kirchweih gehen zu können, ſo dachte ſie natürlich, daß er das alles gethan habe, und dankte

ihm dafür. Jochem aber versetzte kurzab, er wisse nicht, was sie meine. Nichts desto weniger blieb Bärbchen bei ihrer Meinung.

Derselbe Dienst wurde ihr von nun an alle Tage erwiesen. Niemals war der Stall so rein nud die Kühe so blank und fett gewesen. Bärbchen fand alle Morgen und Abend ihre Schalen voll Milch und ein Pfund frisch geschlagene Butter zierlich mit grünen Blättern belegt. Drum gewöhnte sie sich nach Verlauf einiger Wochen daran, und stand nicht eher auf bis die Sonne hoch am Himmel schien und es Zeit war ans Frühstück und Mittagsmahl zu denken.

Allein auch diese Arbeit wurde ihr bald abgenommen, denn als sie eines Morgens aus dem Bette stieg, fand sie das Haus gefegt, die Geräthe geputzt, die Suppe auf dem Feuer und das Brod in Scheiben zerschnitten, so daß ihr nichts übrig blieb, als in die Hausthür zu treten und die Knechte und Mägde herein zu rufen.

Wiederum dachte sie, daß dies von Jochem herrühren und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, Jochem sei doch ein vortrefflicher Mann für eine Frau, welche die Ruhe und Vergnügen liebe.

In der That, Bärbchen brauchte vor Jochem nur einen Wunsch zu äußern, so wurde er auch sogleich erfüllt.

Wenn der Wind kalt ging oder die Sonne zu heiß brannte, daß Bärbchen ſich ihre ſchöne Haut zu verderben fürchtete, wenn ſie zum Quell ginge, ſo ſagte ſie leiſe:

— Ich wollte, meine Eimer ſtänden gleich voll an ihrem Platze und meine Krüge wären gefüllt.

Dann ging ſie zu einer Nachbarin plaudern und wann ſie wiederkam, ſtanden Eimer und Krüge auf dem Steintiſche, wie ſie's gewünſcht hatte.

War es ihr zu beſchwerlich, das Brod zu backen, oder der Ofen zu unbeqem zu heizen, ſo brauchte ſie nur zu flüſtern;

— Ich wollte auch lieber, daß ich meine ſechs funfzehnpfündigen Brode auf der Platte über der Mulde hätte!

Und ein Paar Stunden ſpäter waren die ſechs Brode da.

Däuchte ihr der Markt zu weit und der Weg zu ſchlecht, ſo ſagte ſie den Tag zuvor nur:

— Weshalb bin ich nicht ſchon wieder zurück mit den leeren Milcheimern und Butternäpfen, ein Pfund ſchwarze Kirſchen in der Schüſſel und mein Geld in der Taſche.

Und am andern Morgen beim Aufſtehen fand ſie zu Füßen des Bettes die Milcheimer leer, die Butternäpfe gleichfalls, das Pfund ſchwarze Kirſchen in der hölzernen Schale und ein ſchönes Stück Geld in der Taſche.

Damit hatte es aber noch lange nicht ſein Bewenden. Wollte ſie einem andern Mädchen etwas zu wiſſen thun oder ſie beſtellen, verlangte ſie ein Band in der Stadt zu kaufen oder

zu wiſſen, wann die Kirche anging oder der Tanz, ſo war Jochem immer bei der Hand; ſie brauchte nur zu ſagen was ſie wollte, gleich war es geſchehen. Dies ging ſo weit, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe ſogar an ihren Freundinnen rächen und ihnen einen unſchuldigen Schabernack ſpielen konnte.

Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß ſie nicht mehr ohne Jochem leben konnte; denn den hielt ſie in ihren Gedanken für den Urheber von allem; er diente ihr für ihre Ruhe wie für ihr Vergnügen, für ihre Freundſchaften und für ihre Rache, mit einem Worte, er war ihr ein und alles.

Als die Sachen ſo ſtanden, wies das Schilfmännchen ſeinen Schützling an, er ſolle ſeine Bewerbung wiederholen, und wirklich hörte Bärbchen ihn diesmal bis zu Ende. Sie fand ihn wohl zu täppiſch und häßlich zu einem Liebhaber, aber vollkommen gut für einen Ehemann. Bei ihm konnte ſie ſchlafen bis zum Morgenbrod gleich einem Fräulein in der Stadt, ſie konnte ſchöne Kleider tragen, an Nachbars Thüre plaudern gehen, die Hände unter die Schürze ſchlagen und alle Sonntage beim Tanze erſcheinen. Jochem ſorgte ja für ſie. Er arbeitete für ſie, er führte das Haus für ſie. Jochem wäre das Laſtthier, welches den Wagen zöge, und Bärbchen ſäße oben auf dem Klee und triebe ihn mit der Peitſche an.

So dachte das Mägdlein in ihrem Sinne und antwortete dem Burſchen: er ſolle zum Vater gehen, was der ſage, wolle ſie thun.

Sie wußte aber in voraus, daß der Vater einwillige, denn er hatte schon oftmals erklärt, es könne keiner besser einem Landwesen vorstehen als Jochem.

Also wurde im nächsten Monate Hochzeit gemacht und wenige Tage darauf verschied der Vater und hinterließ Haus und Hof den jungen Leuten.

Das war für Jochem keine kleine Last. Allein das Schilfmännchen kam ihm zu Hilfe. Schilfmännchen diente ihm als Knecht und leistete mehr als sechs Tagelöhner, er hielt Geräthe und Pferde in gutem Stande, besserte das Schadhafte aus und gab die beste Zeit zum Säen oder Erndten an. War einmal schleunige Arbeit noth, so rief Schilfmännchen seine Brüder und alle Zwerglein eilten mit Hacke, Sichel oder Rechen herbei; fehlte es an Zugvieh, so schickte Schilfmännchen Jochem hin, wo seine Brüder wohnten, und da brauchte er nur zu sagen:

— Liebe Zwerglein, seid so gut und leiht mir ein Paar Ochsen oder ein Gespann Pferde mit allem, was dazu gehört.

Und im Augenblicke war das Verlangte da.

Für alles das verlangte Schilfmännchen keinen andern Lohn, als täglich eine Milchschale voll Milch. Deshalb liebte Jochem ihn denn auch wie einen Sohn.

Bärbchen dagegen haßte ihn und das nicht ohne Grund. Denn gleich am andern Morgen nach ihrer Hochzeit bemerkte sie voll Verwundrung, daß die Hilfe, welche ihr bisher erwiesen war, aufgehört hatte, und als sie sich darüber gegen

Jochem beklagte, und dieser nicht recht verstand, was sie damit sagen wollte, fing Schilfmännchen hell an zu lachen und bekannte daß er ihr alle jene Dienste erzeigt habe, allein blos vor der Hochzeit, und um Jochems willen. Jetzt gäbe es andere Sachen zu thun und sie möge nun immer wieder anfangen, sich um das Hauswesen zu kümmern.

Bärbchen sah sich also in ihren Hoffnungen getäuscht und wurde in ihrem Herzen Gift und Galle gegen Schilfmännchen. Morgens, wenn sie vor Tage aufstehen mußte, um zu melken oder zu Markte zu gehen, und abends wenn sie bis Mitternacht buttern mußte, verwünschte sie Schilfmännchen, von dem die falschen Hoffnungen auf ein müßiges, angenehmes Leben ausgegangen waren. Und wenn sie dann das gelbbraune Antlitz Jochems sah, und sein struppiges Haar und die scheelen Augen, da wurde ihr Zorn noch unbändiger.

— Nein, verwünschtes Schilfmännchen, das vergebe ich dir nimmer, daß du mich so angeführt hast, damit ich Jochem zum Manne nähmen, und ich gedenke es dir schon einmal!

Eines Tags indessen war sie zu einer Hochzeit auf dem benachbarten Dorfe eingeladen und zufällig war das Reitpferd krank und alle übrigen in der Arbeit; weil sie nun aber doch nicht zu Fuß gehen wollte, so überwand sie sich und verlangte vom Schilfmännchen ein Saumpferd.

Schilfmännchen schickte sie hinaus an das Moor zu seinen Brüdern und band ihr scharf ins Gedächtniß, daß sie Stück für Stück alles fordern müsse, was zu einem Pferde gehört.

Bärbchen ging und dachte nicht besser thun zu können, als wenn sie sagte:

— Zwerglein, meine lieben Freunde! leiht mir ein schwarzes Roß mit Augen, Maul, Ohren, Zaum und Sattel.

Auf der Stelle stand das Roß vor ihr und sie stieg auf und ritt zur Hochzeit.

Unterwegs bemerkte sie, daß alle Leute ihr erstaunt nachsahen und lachten:

— Schauet, schauet! die hat den Schweif ihres Pferdes im Stalle hängen lassen.

Bärbchen blickte hinter sich und wahrhaftig ihr Pferd hatte keinen Schwanz! .... Sie hatte vergessen, auch den Schweif zu verlangen und die Zwerge hatten sich genau an ihre Worte gehalten.

Bärbchen ward vor Aerger ganz roth, sie versuchte das Roß schneller anzutreiben, allein es half kein Schlagen und Treten, das Saumthier ging seinen Schritt und Bärbchen mußte von jedem Vorüberziehenden eine Spötterei anhören.

Wüthend über Schilfmännchen kam sie am Abende nach Haus, denn sie maß ihm bei, daß er ihr absichtlich diesen Streich gespielt habe, und sie beschloß, bei erster bester Gelegenheit Rache an ihm zu nehmen.

Darüber brach der Frühling ein und weil der Mai die Festzeit der Zwerge ist, so bat Schilfmännchen Jochem um die Erlaubniß, seine Kameraden einladen zu dürfen, um die Nacht in der Scheunenflur mit ihnen zu essen und zu tanzen und sich zu vergnügen.

Jochem konnte natürlich nicht Nein sagen. Er befahl Bärbchen die Scheunenflur einzurichten, die weißesten Laken auszubreiten und eine Menge feine Semmeln mit Butter so wie die ganze Milch vom Morgen und Abende nebst aller andren Zuthat bereit zu setzen.

Zum höchsten Verwundern Jochems sagte Bärbchen kein Wort darüber.

Sie richtete alles ein, legte die Laken, bereitete die Semmeln und stellte die Milch zurecht; allein an die Plätze, wo die Zwerglein sich setzen sollten, streuete sie die ganze Gluth, die sie aus dem Backofen gezogen hatte, so daß Schilfmännchen und seine Gäste sich Haut und Fleisch bis auf die Knochen verbrannten und mit lautem Geschrei davon liefen. Sie kamen jedoch wieder; jeder hatte einen Eimer mit Wasser, den gossen sie auf die Gluth, damit die Gebäude keinen Schaden nähmen. Allein als sie das Feuer ausgelöscht hatten, stellten sie sich in Reigen und tanzten um Haus und Hof herum und sangen dazu:

Hast voll Hinterlist verbrannt
Deinen Freunden Fuß und Hand!
Wehe, wehe Deinem Haus!
Ziehn noch heute alle aus!

Und an demſelben Abende noch verließen ſie Gut und Gegend und ließen ſich nicht mehr erblicken.

Mit ihnen war auch Glück und Segen verſchwunden. Seit Schilfmännchen fort war, hatte Jochem keinen mehr, der für ihn ſorgte und ſeinem Weſen beiſtand; ſtatt des Segens kam Mißwachs und Unglück und Jochem wurde von Tage zu Tage ärmer, bis er endlich ſich zu Tode härmte. Da mußte denn das hochmüthige Bärbchen vom Hofe fortziehen und bei anderen Leuten Dienſte nehmen, und bekam es nun ſchlimmer als je zuvor.

Der Almosengänger.

Die Zeiten, da gütige Feen und Geister auf die Erde stiegen und die Menschen glücklich machten oder im Unglücke tröfteten, sind lange vorbei. Das kommt davon: weil keiner mehr dran glaubt, so giebt es sie auch nicht mehr, und gar vieles, was heutzutage im Glauben der Menschen besteht, wird über ein Jahrhundert auch nicht mehr sein, weil man nicht mehr dran glaubt wie wir. Ob es nur darum so geschieht, weil die Leute wirklich reicher an Geist geworden sind, wie sie behaupten, oder ärmer an Herzen, das mag uns nicht kümmern, aber zu den Zeiten da man noch an solche gütige Geister glaubte, geschah es einmal, daß ein junger Mann auf die Wanderschaft ging, der hieß Melchior.

Melchior zählte seine besten Jugendjahre und hatte weder Vater noch Mutter oder sonstige Verwandte mehr. Sein Vormund hatte ihm einen Wanderstab geschenkt und drei Thaler in die Hand gedrückt, damit hatte er ihn in die weite Welt ziehen und sein Glück dort oder anderwärts suchen heißen.

Melchior war schon ein gutes Stück Weges gelaufen und sann eben darüber nach, was er mit seinem unmenschlichen Reichthume anfangen solle.

Indem er so dachte, kam er nicht weit von einem Dorfe vorbei, und sah außerhalb desselben am Wege, hinter dem Kirchlein, einen Leichnam liegen. Er blieb stehen, bis Leute vorüber kamen und fragte, weshalb der Todte da läge.

— Es ist ein armer Almosengänger, sagten diese, der gestern Abend hier unter freiem Himmel seinen Geist aufgegeben hat. Weil er nichts hinterläßt als die zerrissenen Kleider da am Leibe, so hat der Pfarrer ihn nicht begraben lassen.

— Und hat sich keiner gefunden, der ein schlichtes Särglein und die Stollgebühren für ihn bezahlt, wenn der Pfarrer so hartherzig ist? fragte Melchior.

Die Leute verneinten dies und Melchior rief:

— Nein, keiner weiß, wie es ihn treffen kann. Der arme Mann soll hier nicht den Leuten zum Spott und den Raben zur Beute liegen und verwesen. Wenn's ausreicht, da habe ich drei Thaler, ich komme schon so durch die Welt.

Man wies ihn zu dem schlechten Pfarrer. Melchior zahlte die Stollgebühren und für den Rest fand sich auch ein Sarg.

Darauf blieb Melchior bis die Leiche bestattet war, was nicht so lange dauerte, als ein Hufschmied dem Pferde die Eisen auffetzt, denn so ein schlechter Pfaff betet, wie man bezahlt. Melchior warf ein Paar Schaufel voll Erde in die Gruft, pflanzte

ein grünes Reis auf den Hügel, wünschte dem Todten eine friedliche Ruh' und zog seine Straße weiter.

Nach einiger Zeit bekam er Hunger und Durst; da gedachte er, daß ihm von dem Zehrgelde, welches ihm sein Vormund gegeben, nichts übrig geblieben war. Er ging in den Wald, suchte Beeren und allerlei wilde Früchte, und als er über dem Pflücken die Vöglein ansah, wie sie so lustig auf den Zweigen herumhüpften und pickten, sagte er bei sich selber:

— Die Vöglein sind doch besser daran als die Menschen, sie brauchen weder Schenken noch Bäcker; das liebe, weite Himmelslicht gehört ihnen, und die Erde ist ihr Garten, darin sie beständig Nahrung finden. Die Mücken sind ihr Wild, die Gräser ihr Weizenfeld und Früchte gibt es für sie allenthalben. Ja, setzte er hinzu, drum mögen sie wohl den ganzen lieben Tag singen und zwitschern.

Ueber diese Gedanken war er tiefer in den Wald gerathen, er fing an langsamer zu gehen, setzte sich zuletzt unter eine hohe Eiche und schlief ein.

Wie er so da lag und schlief, fing er an zu träumen und es däuchte ihm als sähe er den Almosengänger, welchen er hatte begraben lassen, erscheinen, aber seine zerrissenen Kleider hätten sich in schimmernde Gewänder verwandelt und auf seinem Haupte säße eine Krösse von funkelnden Diamanten.

Indem er ihn anblickte und zweifelte, ob er es wäre oder nicht, vernahm er eine Stimme, die kam aus dem Munde des todten Bettelmanns und sprach zu ihm!:

— Melchior, hab' Acht! ich bin der Almosengänger Stephan, dessen Leib du hast begraben lassen. So lang ich unter den Menschen herumwandelte, habe ich keinen gefunden, der meine Gnade verdiente, denn ich bin kein Mensch, sondern ein mächtiger Herrscher über Geisterreiche und unterirdische Schätze. Aber was mir alle im Leben versagten, thatest Du mir im Tode an. Nun höre! vermeine nicht, daß die Vöglein in den Zweigen besser dran seien als du und die anderen Menschen; denn euch wohnt ein höherer Verstand inne und ihr seid zu was Herrlicherem geboren als jene, drum steht es denn auch in eurer Macht, zu handeln wie ihr wollt, und keiner konnte dich nöthigen, wenn du deine drei Thaler behieltest und mich verwesen liesest. Für die Thaten kommt dann aber nachher der Lohn, und daß du dies inne werdest, so vernimm ferner und merke es wohl, denn es ist kein Traum:

Nicht weit von hier auf der Flur liegt ein Haus, das du an seiner roth und grünen Wetterfahne leicht erkennen wirst, darin wohnt ein Vater mit seiner Tochter, so schön, wie der Tag und so sanft wie ein Kindlein in der Wiege. Dahin gehe, klopfe an die Thüre und sage, man wisse schon, weshalb du kämest, so wird der Mann dich aufnehmen und du das Uebrige

ſchon von ſelbſt erfahren. Nur vergiß nicht, wenn du Hilfe vonnöthen haſt, ſo ruf:

Hilf mir, todter Bettelmann,
Weil ich mir ſelber nicht helfen kann!

Nach dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung ſammt dem Traume, und Melchior wachte auf.

Er wunderte ſich über das, was er geträumt hatte, und fand es nach vielem Ueberlegen am beſten, zu verſuchen, ob wirklich etwas an der Sache ſei.

Alſo ging er auf das Gefilde hinaus und ſchauete ſich nach dem Hauſe um.

Die Nacht war mittlerweile im Anbruch, ſo daß es ein wenig Mühe koſtete, bis er fand; endlich aber bemerkte er eine Flucht Tauben, denen folgte er und traf auf die roth und grüne Wetterfahne.

Melchior klopfte an die Pforte und ſagte, wie ihm befohlen, man wiſſe ſchon, warum er komme.

Sogleich erſchien der Herr vom Hauſe, ein ſchwacher alter Greis, der bereits mit dem Kopfe wackelte und ſich auf ſeine Tochter ſtützte, ein hübſches friſches Mägdlein, welche neben ihm ausſah, wie blühender Epheu an altem morſchen Gemäuer.

Beide begrüßten Melchior aufs freundlichſte und brachten ihn in ein ſchönes Gemach. Melchior mußte ſich neben den Seſſel des Alten auf einen ſammtnen Stuhl ſetzen, indeß die Tochter das Abendbrod anrichtete.

Melchior wunderte sich höchlich über diesen Empfang und vor allen über das blühende Gesicht des Mägdleins, das er gar nicht genug ansehen konnte und immer hübscher fand, je länger er danach schauete, bis ihm endlich sein Herz wie eine Wanduhr klopfte.

— Ach, dachte er in seinem Sinn, wie glücklich muß der sein, welcher mit dem lieblichen Mägdlein allein und ungestört schwatzen kann.

Als das Abendbrod verzehrt war, ließ der Alte durch Lieschen, so hieß das Mädchen, abräumen und wendete sich zu Melchior:

— Wir haben euch so gut wir's vermochten, bewirthet, obschon nicht mit der gehörigen Lust, denn unser Haus ist seit langer Zeit von einem argen Uebel heimgesucht. Früher hatten wir gegen zwanzig Pferde und wohl vierzig Kühe, allein in die Ställe ist ein böser Geist gefahren, Pferde und Kühe sind Stück für Stück verschwunden und so oft wir neue hineinkauften, verschwanden auch diese über Nacht. Kein Mittel, den bösen Geist zu vertreiben, hat gefruchtet, und weil ich nun kein Vieh halten kann, so liegt das ganze schöne Gut brach. Lange hoffte ich auf die Rückkehr meines Vetters Matthias, aber der ist in den Krieg gezogen und läßt nichts von sich hören, ich weiß nicht ob er lebendig oder todt. Da habe ich denn zuletzt an allen Orten im ganzen Lande bekannt machen lassen, wer meine Ställe von dem

gösen Geiste befreien könne, der sollte die Hand meiner Tochter erhalten und das ganze Gut als Mitgift.

Ach! setzte er mit Thränen hinzu, es sind wohl Viele gekommen, aber keiner ist wieder weggegangen, Alle verschwanden in den Ställen, wie vordem Pferde und Kühe.

Melchior hatte, weil bis hierher alles eingetroffen, großes Vertrauen zu seiner Erscheinung gefaßt und versetzte: er hoffe den bösen Geist zu bewältigen. Er begehrte Feuer in den Stall, nahm seinen Wanderstab, einen derben Knüttel, und ließ sich von Lieschen hinführen.

Das Gebäude, wohin er gebracht wurde, war ein großer Stall, der in zwei Abtheilungen zerfiel, die eine Hälfte für die Kühe und die andre für die Pferde; aber alles stand leer und die Spinnen hatten große Netze darin gewebt.

Melchior zündete sich auf dem Pflaster ein Feuer an und wartete was geschehen würde.

In der ersten Viertelstunde vernahm er nichts als das Knistern des Holzes; in der zweiten Viertelstunde vernahm er nichts als das Pfeifen des Windes, der durch die zerbrochenen Scheiben blies; in der dritten Viertelstunde vernahm er nichts als das Picken eines Holzwurms in den Ständer, aber in der vierten Viertelstunde da fing es an, unter den Pflastersteinen zu brausen und tosen, der schwerste Stein hob sich langsam in die Höhe und ein Drachenkopf reckte sich aus der Erde hervor: der war groß wie ein Scheunenthor, platt wie ein Natterkopf

und rings um die Stirne funkelte eine Reihe von Augen in den verschiedensten Farben.

Jetzt setzte das Thier ein Paar gewaltige rothe Krallen auf das Pflaster, stierte Melchior an und verließ zischend das Loch.

Hinter ihm her wand sich sein langer Schuppenleib, der wie ein endloses Tau aus dem Loche kam.

Melchior war ein beherzter Bursche, nichts desto weniger erstarrte ihm das Blut in den Adern. Schon wehete der giftige Odem des Drachen an ihn heran, da rief er in seiner Angst:

Hilf mir, todter Bettelmann,
Weil ich mir selber nicht helfen kann!

In demselben Augenblicke stand die Erscheinung aus dem Traume ihm zur Seite.

— Fürchte dich nicht, Melchior! sprach er, sondern geh muthig auf das Ungethüm los.

Melchior hob seinen Knüttel, schritt auf das Ungethüm zu, schwang den Stab und nach einigen derben Schlägen auf den Kopf lag der Drache todt auf dem Boden.

Am andern Morgen verließ Melchior den Stall und rief die Leute, sie sollten den Leichnam des Ungethüms fortschaffen. Bei dem Anblick des Ungeheuers entsetzten sich selbst die Muthigsten und schauderten zehn Schritte zurück.

— Fürchtet euch nicht! sagte Melchior, es wird keinen Schaden mehr thun, sondern ist todt. Von nun an sind die

Ställe wieder ſicher und keine Kuh noch ein Pferd wird fürder verſchwinden.

Da zog man an langen Stricken den Leib des Drachen aus dem Stalle und ſeine Länge nahm zweimal den ganzen Hofraum ein.

Der Vater umarmte Melchior voller Freuden, hielt ſein Verſprechen und gab ihm Lieschen zur Frau ſammt dem ganzen Gute zur Mitgift. Einige Zeit darauf verſchied er.

Melchior und Lieschen waren die glücklichſten Leute auf der Erde und es blieb ihnen nichts zu wünſchen übrig. Als ſie aber eines Abends ſich an den Tiſch ſetzten um zu eſſen, da öffnete ſich die Thür und herein trat ein Kriegsmann, der war ſo groß, daß er mit dem Kopfe bis unter die Decke reichte.

Lieschen erkannte ihren Vetter Matthias; der kam aus dem Kriege zurück und wollte ſeine Baſe zum Weibe nehmen, im Grunde war's ihm aber nur um die Mitgift zu thun.

Als er nun vernahm was ſich zugetragen hatte, wurde er wild, doch ließ er's ſich vor den beiden jungen Leuten nicht aus.

Melchior empfing ihn wie einen leiblichen Bruder und ſetzte ihm das Beſte vor, was das Haus vermochte. Er wies ihm das ſchönſte Zimmer an und ging ſelber mit ihm durch die Felder, welche voll der herrlichſten Erndte ſtanden.

Je mehr aber Matthias den Wohlſtand Melchiors kennen lernte, deſto heftiger entbrannte ſein Groll, und der Neid, daß dies nicht ihm gehöre, ließ ihm keine Ruhe.

Eines Tags lud er Melchior ein, mit ihm zu jagen und führte ihn in die Haide zu einer einsamen Windmühle, die keinen Herrn mehr hatte. Rings herum hatte er Haide und Reisig gehäuft, und als er daran gekommen war, blieb er auf einmal stehen und rief:

— Ei, schaut doch! man kann von hier in euern Hof sehen.

— Wo? fragte Melchior.

— Hier, hinter diesem Gestrüpphaufen. Seht ihr nicht die Fenster von dem obern Stocke?

— Ich bin zu klein! bemerkte Melchior.

— Das ist wahr! entgegnete Matthias. Schade! ich gewahre Lieschen auf der kleinen Wiese neben dem Garten.

— Ist sie allein?

— Nein, sie plaudert mit ein Paar Männern, die freundlich zu ihr reden.

— Und was thut Lieschen?

— Lieschen hört sie an und zupft sich die Schürze.

Melchior reckte sich auf die Fußspitzen:

— Ach! wenn ich's doch sehen könnte, sagte er.

— Dazu ist leicht Rath! erwiderte Matthias. Steigt doch nur auf die Mühle, so seid ihr weit größer als ich.

Melchior freuete sich über den guten Rath und stieg hurtig die Leiter hinauf.

Als er oben war, fragte ihn Matthias, ob er was sehe?

— Ich sehe Bäume, die bis auf die Erde zu reichen scheinen wie vollreife Saat, versetzte Melchior, und Häuser, die mir so klein erscheinen als Schneckenhäuser.

— Ihr müßt näher sehen.

— Näher heran sehe ich Wasser mit Kähnen darauf, die sehen so groß aus wie schwimmende Zuber.

— Noch näher hierher, sagte der Soldat aufs neue.

— Noch näher sehe ich die Haide mit tausend rothen Blumen.

— Hier dicht an euch!

— Dicht unter mir! rief Melchior entsetzt; da sehe ich Flammen, die lecken an der Mühle empor und ihr habt die Leiter weggezogen.

So war es allerdings, Matthias hatte die Leiter weggezogen und das Reisig angezündet. Die Mühle stand in Feuer wie ein Backofen, und Matthias lief hohnlachend davon.

Zum Glück dachte Melchior an sein Sprüchlein und kaum hatte er gerufen:

Hilf mir, todter Bettelmann,
Weil ich mir selber nicht helfen kann!

— da kam dieselbe Erscheinung wie das erste Mal, und hielt einen Regenbogen in der Hand, darauf stieg Melchior wie auf einer Leiter unversehrt durch die Flammen von der Mühle herunter.

Als Melchior wieder ins Haus trat, erschrack Matthias und lief zu seinem Pferd und Waffen, denn er meinte nicht anders, als daß Melchior ihn beim Gerichte anzeigen würde.

Melchior sah, daß er aus dem Hofthore wollte, und rief ihm zu:

— Fürchtet euch nicht, Vetter! kein Mensch in der Welt soll erfahren, was auf der Haide geschehen ist. Euer Herz ist krank und mit Neid angefüllt, weil es mir so wohl geht; aber ich will euch heilen. Von heute an soll, so lange ich lebe, euch die Hälfte von allem, was ich besitze, angehören, nur mein theures Lieschen ausgenommen. Bleibet also getrost bei uns.

Die Schenkung wurde aufgesetzt und unterstegelt und Matthias empfing alle drei Monate die Hälfte von dem Ertrage des ganzen Guts, sowohl von den Feldern als von den Ställen, von den Hühnern wie von den Tauben.

Ein solcher Edelmuth Melchiors hätte ihn wohl zufrieden stellen sollen; allein Matthias wurde immer giftiger und mehr voll Neid. Denn Wohlthaten, die man nicht verdient, gleichen dem Weine, den man ohne Durst trinkt, er gibt weder Freude noch Gedeihen. Matthias verlangte nicht nach dem Tode Melchiors, denn das hätte ihm die hübsche Schenkung wieder genommen; allein er haßte ihn, wie ein eingesperrter Wolf seinen Herrn.

Am allermeisten ärgerte es ihn, daß seinem Vetter nichts fehlschlug. Auch das einzige, was seinem Glücke noch

fehlte, ward ihm zu Theil: ein Sohn, ein wunderschönes Knäblein.

Melchior ließ alle Edelleute auf fünf Stunden in der Runde zu der Taufe einladen. Sie kamen von allen Orten mit ihren Frauen und Töchtern, und der ganze Hof stand voll Wagen und Pferde.

Als Alle beisammen waren, holte Melchior das Knäblein und zeigte es ihnen. Da ging die Thüre auf und hereintrat Matthias.

Lieschen stieß einen Schrei aus, denn sie las aus seinen boshaften Mienen, daß er nichts Gutes im Schilde führe.

Matthias ging lachend auf Melchior zu, klopfte ihm auf die Schultern und sagte:

— Habt vielen Dank, lieber Vetter! für das neue Geschenk, welches ihr mir gemacht.

— Was für ein Geschenk? fragte Melchior verwundert.

— Nun euer Knäblein da!

— Was soll's mit dem?

— Ihr habt doch nicht vergessen, sagte Matthias höhnisch lächelnd, was ihr mir auf diesem Pergament versprochen? Die Hälfte von allen Gütern, und dazu gehört auch dies Knäblein.

Alle stießen einen Ruf des Entsetzens aus, aber Matthias blieb kaltblütig und bestand darauf, er wolle die Hälfte von dem Knäblein haben.

Melchior und Lieschen mochten bitten, was sie wollten, der hartherzige Soldat verlangte die Hälfte von dem Kinde und faßte nach seinem Schwerte, um das arme Würmlein zu zertheilen. In seiner Herzensangst sagte Melchior fast unwillkürlich sein Sprüchlein:

Hilf mir, todter Bettelmann,
Weil hier kein Andrer helfen kann!

Da zuckte ein Blitz und der Soldat sank gelähmt zu Boden. Das Pergament, worauf die Schenkung geschrieben stand, war verbrannt, und im Zimmer schwebte die glänzende Erscheinung des Bettelmanns in größter Herrlichkeit.

— Das ist der Lohn der Habsucht! rief er dem halbtodten Matthias mit Donnerstimme zu. Keine Güte hat dein schwarzes Herz bessern können, so soll es die Noth thun. Fortan besitzest du nichts, als was das Mitleid dieser ehrlichen Herzen dir zuwirft, und damit du nicht mehr schaden könnest, bleibe an den Händen lahm und ohnmächtig bis an dein Ende.

Ihr, guten Leute, wendete er sich zu Melchior und Lieschen, seid frei von jeglicher Verpflichtung und werdet mich hinfür nicht weiter bedürfen. Lebt glücklich und in Frieden!

Die Erſcheinung verſchwand; aber Matthias blieb lahm und ſchwach und mußte von dem Mitleid ſeines Vetters leben, bis er elendlich ſtarb, denn der Neid vergällte ihm jeden Biſſen, den liebendes Erbarmen ihm gab. Melchior und Lieschen aber lebten in Glück und Zufriedenheit noch lange, lange Jahre.

Die mandernden Steine.

Auf der Haide liegt ein Dörflein, arm und gering; rings herum findet man nichts als dürres Erdreich oder höchstens ein Tannenwäldchen, und auf dem ganzen Weichbilde wächst nicht so viel Gras, um einen Ochsen zu weiden, noch Hafer genug, ein Schwein zu mästen.

Haben aber die Leute kein Korn und Vieh, so fehlt es ihnen dafür nicht an Steinen; es liegen da so viele Kiesel umher, daß man ein Duzend Städte bauen könnte und noch zu einem Duzend Dörfern übrig behielte, und an der einen Seite vom Dorfe ist eine große Haide, da haben die Zwerge oder wer sonst zwei lange, lange Reihen Felsenblöcke neben einander aufgepflanzt, daß es aussieht wie eine große Straße.

Zwischen Dörflein und Haide wohnte ein Mann, namens Martin, der galt für reich. Das will nun etwa sagen, er konnte alle Jahr ein kleines Schwein ins Haus schlachten, sich zu Michaelis ein Paar Holzschuhe für den Winter kaufen, und hatte so viel Schwarzbrod zu essen, als er nur immer mochte.

Drum galt er auch für den Stolzesten in der ganzen Gegend und hatte allen jungen Burschen im Orte, die von ihrer Hände Arbeit lebten, seine Schwester Röschen abgeschlagen.

Unter diesen Burschen befand sich auch Berend. Ein wackrer Arbeiter und braver Kerl, dem leider kein ander Erbtheil beschieden war als sein redliches Herz.

Berend hatte Röschen gekannt, als sie noch ganz klein war und mit ihr oft zum Haschenspielen abgezählt:

Ich werf mein Tüchlein hin und her!

und je mehr beide heranwuchsen, desto größer wurde ihre Freundschaft, bis am Ende Berend nicht mehr ohne Röschen sein konnte.

Nun kann man sich denken, daß Martins abschlägige Antwort für ihn ein Stich ins Herz war. Zum Glück kehrte Röschen sich wenig an den stolzen Bruder, sondern blieb immer lieb und freundlich gegen Berend; und oft wenn er am Hause vorüber kam, lächelte sie freundlich und hub an zu singen:

Ich werf mein Tüchlein hin und her!

wo denn Berend an die schöne Kinderzeit dachte und mit einstimmte:

Ich weiß nicht, wem ichs geben soll,
Ich geb' es meiner Liebsten hin!

dabei wurde ihm das Herz dann immer so wunderleicht, daß er den Muth nicht verlor.

Nun war es einmal zu Neujahr. Der Schnee und die Kälte machten es nicht möglich, so weit über die Haide zu gehen

bis zu dem andern Dorfe wo fröhliche Musik war und die jungen Leute spielten und tanzten. Martin wollte doch auch einige Sylvesterfreude haben, weil er ein reicher Mann war: so versammelte er sein ganzes Haus und lud einige fröhliche Bursche zu sich ein.

Darunter war auch Berend.

Der Herr vom Hause suchte einen Stolz darin, den Leuten recht aufzuwarten, und ließ Pudding nebst Hafermuß mit süßem Honig bereiten. Alle Augen waren nach dem Heerde gerichtet und lüsterten nach dem leckeren Mahle, nur Berend schauete zu seinem lieben Röschen hin.

Endlich kam der ersehnte Augenblick heran, wo die Bänke an den Tisch gerückt, die Schüssel aufgesetzt und die Löffel wie ein Kranz in dem Brei herum aufgesteckt wurden. Aber just als man zulangen wollte, wurde mit einen Male die Thür heftig aufgestoßen und herein trat ein bejahrter Mann und wünschte Allen eine gesegnete Mahlzeit.

Der war ein fahrender Bettler, welcher nirgends heimisch war und allen Leuten Grauen einflößte. Man sagte ihm allerhand Geschichten nach: er sollte einen bösen Blick haben, wovon das Vieh erkrankte, er sollte das Korn in den Aehren verdorren lassen und schlechtem Gesindel Salben wider Hieb und Stich verkaufen. Ja manche wollten wissen, daß er es in seiner Macht habe, sich in einen Wehrwolf zu verwandeln.

Weil er aber als ein armer, bedürftiger Bettler erſchien, ſo erlaubte ihm Martin, daß er ſich ans Feuer ſetze und wärme. Er reichte ihm ſogar einen dreibeinigen Schemel und gab ihm eine Schüſſel voll aus Barmherzigkeit vom Tiſche ab.

Der Hexenmeiſter aß, wärmte ſich und begehrte ein Nachtlager.

Martin öffnete den Stall; darin ſtand ein alter greiſer Eſel und ein magres Rind. Der Bettler legte ſich zwiſchen die Thiere, um nicht zu frieren und ſteckte ein Bündel Haide unter ſeinen Kopf.

Eben als er anfangen wollte einzuſchlummern, ſchlug die Glocke Mitternacht.

Da ſchüttelte der alte Grauſchimmel ſeine langen Ohren und wendete ſich zu dem magern Rind.

— Nun, Vetterlein! hub der Grauſchimmel mit freundſchaftlichen Tone an zu ſprechen; wie iſt es dir ſeit letztem Sylveſter, wo wir uns zum letzten Male geſehen haben, ergangen?

Das magre Rind antwortete nicht, ſchüttelte den Kopf und ſchauete mit verdächtigem Blicken auf den Bettler.

Als der Eſel noch einmal ſeine Frage wiederholte, ſagte das magre Rind mit närriſchem Tone:

— Da ſoll man wohl große Luſt haben zu ſprechen, wenn einem die einzige Stunde, die man alle Jahre die Sprache hat, durch die Anweſenheit eines ſo räudigen Bettlers vergällt wird.

— Ei, was du doch stolz geworden bist: das Kleid macht keinen besser als er ist, und ich denke immer daran, daß meine Haut mit den Jahren auch ziemlich scheckig geworden ist, drum verachte ich niemand. Es ist wohl wahr, dieser Bettler ist ein Taugenichts und arger Hexenmeister, aber du siehst ja, er ist eingeschlafen und hört uns nicht.

— Ja, antwortete das magre Rind, alle seine Hexenkünste vermögen ihn nicht reich zu machen. Er quält sich und quält sich, und es gleitet ihm immer durch die Finger. Ich wüßte das besser anzufangen, wenn ich's gebrauchen könnte; in ein Paar Tagen hat man hier ganz nahe bei die schönste Gelegenheit.

— Wie so? fragte Grauschimmel.

— Was? du weißt wirklich nicht, sprach das magre Rind verwundert, daß alle hundert Jahre die Steine von der Haide ans Meer hinunter gehen um zu trinken, und unterdessen alle Schätze in der Erde offen und unbedeckt daliegen, daß man sie nur heraus zu langen braucht?

— Ach! jetzt entsinne ich mich, versetzte der Grauschimmel; das geschieht in der Dreikönigsnacht.

— Nun, dies Jahr trifft es wieder ein.

—Ja, sagte der Grauschimmel, das Ding hat doch seinen Haken. Die Steine kommen in etlichen Minuten wieder zurück und nehmen die alten Plätze wieder ein, um auf's neue hundert Jahre da zu liegen. Wen sie da nicht zerquetschen, der hat Zeit genug zu verhungern.

— Bah! erwiederte das magre Rind; man braucht nur ein fünfblätteriges Kleeblatt bei sich zu haben, so thun sie einem nichts und man geht ungestört zwischen ihnen durch.

— Und dann noch etwas, fuhr der Grauschimmel fort; wenn man die Schätze auch glücklich herausbringt, so zerfallen sie gleich in Asche und Staub.

— Wer wird denn auch so dumm sein, entgegnete das greise Rind, und sie nicht in einen Kasten thun und darüber ein Stücklein Haselholz. Haben sie da einmal bis zum Mittag gelegen, so bleiben sie wie sie sind und wer sie hat, ist reicher als das ganze Dorf.

— Aha! dachte der Bettler, denn er hatte nicht geschlafen, sondern nur die Augen zugethan und das Gespräch zwischen Grauschimmel und Rind belauscht.

— Aha! meine lieben Thierlein, dachte er, habt schönen Dank; ihr macht mich reicher, als den stolzen Martin, und künftig treibe ich keine Hexerei mehr um einen Pappenstiel.

Er schlief ein und am andern Morgen ging er mit Tagesanbruch über die Haide.

Draußen fand er Berend, der klopfte mit einem Hammer Steine zurecht.

— He, Freundchen! fragte ihn der Hexenmeister, ihr wollt euch nicht gar eine Hütte aus diesen Kieseln zimmern.

— Das nicht, versetzte Berend, weil mich aber friert, und ich nichts Besseres zu thun weiß, so suche ich gute Steine zu-

ſammen, damit will ich die Straße ausbeſſern. Ich denke, damit verdiene ich mir einen Dank von Martin, denn der hat immer den ſchlechteſten Weg.

— Liegt euch ſo ſehr an Martins Gunſt?

— Ich mag gern alle Leute zu Freunden haben, erwiderte Berend und ſchauete den Bettler verwundert an.

Der Bettler lachte hell auf:

— Und habt ihr wirklich dabei nicht an Röschen gedacht?

Berend wußte nicht, was er entgegnen ſollte.

— Ach! ſagte er endlich, ich ſehe, ihr wißt alles. Nun, ich brauche mich darum nicht zu ſchämen, das Mädchen iſt ſo ſchön und gut — Ach, wenn ich nur nicht ſo arm wäre!

— Wenn weiter nichts iſt, lachte der Bettler weiter, da kann ich euch helfen. Was meint ihr, ſagte er leiſe, wenn ich euch einen Beutel voll blanker Thaler gäbe?

— Ihr? rief Berend.

— Ja, ich.

— Und was verlangt ihr dafür?

— Gar nichts, als daß ihr ein bischen Muth habt.

— Wenn's weiter nichts iſt, verſetzte Berend, Muth habe ich, ich ginge durch Feuer und Waſſer.

Als der Bettler den guten Willen Berends erkannte, hub er an ihm zu erzählen, was ſich in der Dreikönigsnacht zutragen würde. Aber er verſchwieg ihm, was er thun müſſe, um nicht von den zurückkehrenden Steinen zerquetſcht zu werden. Denn

der Bettler dachte ihn zu verderben und selber um das schöne Röschen zu freien.

Also bestellte er Berend auf Mitternacht am Dreikönigstage in die Haide, da wollten sie sich wiederfinden.

Berend hielt Wort.

Eine volle Stunde vor Mitternacht war er auf der Haide und fand da den Bettelmann sitzen, mit zwei Säcken in der Hand und einem dritten um den Hals.

— Setzt euch ein wenig her, sprach der Bettelmann, und denkt derweil darüber nach, was ihr anfangen wollt, wenn ihr Gold und Silber die Hülle und Fülle hebt.

Berend setzte sich auf die Erde und sagte:

— Wenn ich Silber genug habe, so nehme ich mein liebes Röschen zur Frau und gebe ihr alles, was ihr Herz verlangt.

— Und was fangt ihr mit dem Golde an?

— Wenn ich Gold genug habe, so mache ich alle Verwandten Röschens und meine eigenen reich.

— Aber ihr bekommt auch kostbare Steine, die mehr werth sind als Gold und Silber, was fangt ihr damit an?

— Ach! rief Berend und sprang vor Freuden auf, da soll kein Mensch mehr vor meinen Augen jammern, ich hülfe allen Armen und stände den Schwachen und Kranken in ihrem Leiden bei.

In dem Augenblicke schlug die Glocke zwölf.

Alsbald entstand ein gewaltiges Geräusch wie ein Erdbeben auf der Haide und bei dem Geflimmer der Sterne konnte man sehen, wie die Steinblöcke sich aus ihrer Stelle hoben und dem Meere zuwanderten. Es sah aus als ob eine Heerde Riesen dahin zögen, die alle betrunken wären, so wackelten die Blöcke von einer Seite zur andern. Sie zogen an dem Bettler und Berend vorbei und verschwanden in der Nacht.

— Kommt, kommt! rief der Bettler, und steckt eure Taschen voll.

Berend lief mit dem Hexenmeister zu den Plätzen, wo die Steinblöcke zu stehen pflegten. O Wunder! statt der Steine waren jetzt weite Oeffnungen wie große Kasten da, und alles lag voll Silber, Gold und blitzender Edelsteine.

Da ging es an ein Einraffen, der Hexenmeister konnte nicht genug bekommen, und Berend, dessen Taschen bald voll waren, mußte ihm helfen, die drei Säcke zu füllen.

Eben warfen sie die letzte Handvoll in den letzten Sack und der Hexenmeister schüttelte, damit es sich darin sacke und noch mehr hineinkönne, da ließ sich ein dumpfes Geräusch in der Ferne hören.

Die Steine hatten getrunken und kamen von allen Seiten wieder zurück, um ihre alten Stellen einzunehmen.

Berend bemerkte es zuerst:

— O Himmel: wir sind verloren, rief er, da kommen die Steine zurück.

— Was schert das mich, versetzte der Hexenmeister, du hättest dich besser vorsehen und auch ein Kleeblättlein mitbringen sollen. Schau, das fünfblättrige Kleeblatt öffnet mir den Weg.

Berend gab sich verloren; er wollte versuchen, ob er nicht entrinnen könne, wärend der Hexenmeister sich quälte, den letzten Sack aus der Vertiefung fortzuschleppen. Schon hatte er den Rand erreicht, da erschien der Stein, dem die Stelle gehörte, und warf den armen Berend in die Grube zurück.

In demselben Augenblicke hörte Berend aber die Stimme des Hexenmeisters:

— Mein Kleeblatt! mein Kleeblatt!

Ueber seinen Anstrengungen mit dem letzten Sacke war ihm das Kleeblatt aus der Hand gefallen und siehe, ein Zugwind wehete es eben, als Berend in die Grube zurückstürzte, nach diesem hin.

Schnell faßte er danach und erreichte es glücklich, ehe der Stein sich auf ihn setzte und für hundert Jahre verschloß. Da blieb der Felsenblock halten und wartete, bis Berend aus der Grube gestiegen war und alle Steine, die ihm begegneten, stellten sich beiseit und ließen ihn ungehindert ziehen.

Der Hexenmeister hatte sich in seiner eignen Schlinge gefangen, die wandernden Steine schritten unbarhmerzig über ihn hin und zerquetschten ihn.

Berend ging nach Hause, und verbarg sein Gold und Silber sammt den Edelsteinen in seiner Lade. Er wußte nicht

was man thun müſſe, damit die ganze Herrlichkeit nicht wieder in Staub zerfalle; aber zum Glück hatte er ſein Lebtag viel Freude an künſtlichen Schnitzereien gefunden und in den Deckel ſeiner Lade allerlei Bilder geſchnitzelt und mit Haſelholz ausgefüllt. So blieben ihm ſeine Schätze.

Darnach ging er wieder auf die Haide. — Die Steine ſtanden alle wieder in Ordnung; von dem Hexenmeiſter war nichts mehr zu ſehen, als einige Blutſpuren an einem Steine, allein daneben ſtanden die drei angefüllten Säcke unverſehrt. Man kann ſich leicht denken, daß er ſie auch in ſein Haus ſchaffte.

— Nun, dachte er, biſt du reich, wie kein andrer Menſch und ſollſt es Martin auch ein wenig derb fühlen laſſen.

Indem er ſo nachſann, wie er's am beſten anfange, wurde es Mittag, und kaum hatte die Sonne begonnen, auf ihrer Bahn abwärts zu ſteigen, da verſchwanden auf einmal die drei Säcke mit der unermeßlichen Schätzen und verwandelten ſich vor ſeinen Augen in Aſche und Staub.

Entſetzt lief Berend zur Lade — er mochte es ſeinem guten Glücke danken, daß dieſe nicht auch leer war.

Wie das aber ſo geht, daß man bei jedem Ungemach, was einem begegnet, irgend eine Strafe für dies oder jenes hinzudenkt, ſo dachte auch Berend, dies ſei ihm zur Strafe für den Stolz geſchehen, der über ihn gekommen war. Das war nun gar ſo übel nicht, denn er ging in ſich und blieb demü-

thig und guten Herzens, wie zuvor, obgleich er reicher war als das ganze Dorf und Martin dazu.

Martin ſagte natürlicherweiſe jetzt nicht mehr nein. Er gab dem armen Berend, den man hinfüro den reichen hieß, ſeine Schweſter Röschen zur Frau und hoffte von dem begüterten Vetter tüchtig zu ziehen.

Doch darin täuſchte er ſich. Berend war nicht geizig, allein er gab nur, dem es noth that, baute ſich ein hübſches Haus, kaufte Land und Vieh, und was übrig blieb reichte auch noch hin, um für die Alten und Schwachen ein behagliches Plätzchen einzurichten.

So lebte er mit Röschen in Glück und Frieden; das iſt aber wohl bei weitem mehr ſeinem guten Herzen und redlichen Sinne zuzuſchreiben, als den Schätzen, denn das Glück des Menſchen kommt von innen heraus, aus ſeiner eignen Bruſt und nicht von Gold und Gut allein. Und wenns ſchon nicht jedem geſchieht, daß er den rechten Augenblick abgepaßt, wo die Steine zum Trinken wandern und die Schätze der Erde aufſchließen, ſo kann doch ein jeder dafür ſorgen, daß keine Reue wie ſchwere Steine ſein Gewiſſen drücken; alles andre läßt ſich durch Fleiß gewinnen und das Glück wird nicht fehlen.

Die Wasserhexe.

Vor langer, langer Zeit war einmal ein junger Bauer, namens Wilhelm, und ein schönes junges Mädchen, die hieß Bella. Beide hatten einander von Herzen lieb und hätten sich gern geheirathet, aber sie waren arm und mußten in Dienste gehen, um zu leben.

Eines Tages sagte Wilhelm zu Bella: ich habe die Kühe zum letzten Male ins Dorf ziehen sehen. Hier will mir's nicht gelingen, so gehe ich morgen in die weite Welt und sehe, ob mir das Glück nicht irgendwo anders begegnet.

Bella weinte, aber Wilhelm ließ sich nicht von seinem Entschlusse abbringen. Er tröstete seine Braut auf's beste und versprach bald wiederzukehren.

— Nun denn, sagte Bella, wenn es nicht anders sein kann, so ziehe in Gottes Namen. Aber zuvor wollen wir drei Kleinode mit einander theilen, welche mir mein Vater beim Sterben hinterlassen hat.

Sie ging vor ihren Schrank und holte ein Glöcklein, ein Messer und einen Stab hervor.

— Die drei Theile sind noch nie aus unsrer Familie gekommen, sagte sie. Das Glöcklein hat die Gabe, mit seinem Klange die Freunde des Besitzers zu benachrichtigen, wenn derselbe in Gefahr ist. Das Messer hat die Kraft, alles was es berührt, von jeder Zauberkraft zu befreien, und der Stab leitet wohin man sich wünscht. Ich will dir das Glöcklein und das Messer geben, den Stab behalte ich für mich.

Wilhelm dankte ihr und nahm Abschied. Bella sah ihm weinend nach, bis er hinter den Bergen verschwunden war.

Nach einigen Tagen kam Wilhelm zu einem Orte in der Nähe eines Sees. Er setzte sich vor der Thür eines Wirthshauses nieder und hörte zwei Eseltreiber von der Wasserhexe auf der Insel Lock sich unterhalten. Wilhelm fragte, was denn mit derselben sei, und erfuhr, daß sie eine Fee wäre, die auf der Insel des nahen Sees wohne und reicher sei, als alle Könige zusammen. Viele Leute wären schon gegangen, um sich der Schätze zu bemächtigen, allein keiner wieder zurückgekehrt.

Wilhelm konnte diese Erzählung nicht aus dem Sinne bringen, er beschloß, zu der Wasserhexe zu gehen, um zu versuchen, ob er nicht vielleicht so viel von ihr erhalte, sich eine Kuh und ein magres Schweinchen zu kaufen.

Da die Eseltreiber das vernahmen, schrien sie vor Entsetzen lautauf und versuchten ihn zurückzuhalten. Allein Wilhelm war ein wenig eigensinnig; er machte sich auf zu dem See und da traf er einen Schiffer, der ihn zu der Insel übersetzte.

Mitten auf der Insel befand sich ein großer Teich, welcher ganz mit blühenden Seerosen bedeckt war. In diesem Teiche hauſte die Wasserhexe. Wilhelm ging um denselben herum und entdeckte im Schilfe einen Kahn, der eine Gestalt hatte wie ein schlafender Schwan, welcher den Kopf unter die Flügel gesteckt hat.

Dies fand Wilhelm höchst merkwürdig. Er hatte dergleichen noch nie gesehen und stieg, um den Kahn besser zu beschauen, in denselben hinein. Kaum aber hatten seine Füße ihn berührt, Da schien der Schwan aufzuwachen, sein Kopf kam unter dem Flügel hervor, er ruderte mit den breiten Füssen und schwamm schnell vom Ufer weg.

Wilhelm stieß einen Schrei des Entsetzens aus; der Schwan aber schwamm immer weiter. Der junge Mann sprang ins Wasser, um fortzuschwimmen, aber der Schwan tauchte unter, fing ihn wieder auf und zog ihm mit sich auf den Grund des Teiches. Wenn Wilhelm kein Wasser trinken wollte, so mußte er schon schweigen.

Auf diese Weise gelangte er in die Wohnung der Wasserhexe. Dies war ein Palast von Muscheln, der alle Schönheiten überstieg. Eine Kristalltreppe führte zu demselben, von der jede Stufe zu singen begann, sodald ein Fuß sie berührte. Rings herum befanden sich große Gärten mit Wäldern von Meerpflanzen und Wiesen aus Seegras, mit Diamanten statt Blumen.

Die Wasserhexe lag in dem ersten Saal auf einem goldenen Sopha. Sie war mit einem seidenen, meergrünen Gewande angethan, und ihre langen schwarzen Haare waren mit Korallen durchflochten und hingen bis auf die Füße, und ihr Gesicht war weiß und roth, wie die innre Seite einer Muschel.

Der junge Mann blieb wie geblendet stehen, aber die Wasserhexe erhob sich und fragte ihn freundlich, wer er wäre, und hieß ihn willkommen.

Sie führte ihn in einen zweiten Saal, der ganz aus Perlen gebaut war, und reichte ihm acht goldene Becher mit acht verschiedenen Weinen zum trinken.

Wilhelm trank; noch nie hatte er etwas so kostbares getrunken; er war über die liebenswürdige Wasserhexe ganz entzückt. Dann zeigte ihm dieselbe ihre unermeßlichen Reichthümer und erzählte, daß alle Schätze, die ins Meer fielen, durch eine Zauberkraft zu ihr hergebracht würden.

Wilhelm war erstaunt; der Wein hatte ihn fröhlich gemacht und er sagte: Ja, wer so reich ist, hat immer seine Neider. Wenn ich nur den tausendsten Theil von dem großen Reichthume hätte, so wäre ich zufrieden.

— Wenn du willst, so gehört die Hälfte dein, versetzte die Wasserhexe. Bleibe bei mir, ich will deine Frau werden, so bist du Herr von allem, was du begehrst.

Die acht verschiedenen Weine gingen Wilhelm im Kopfe herum; er dachte nicht an das Versprechen, welches er Bella gegeben, und schlug sogleich ein.

Die Wasserhexe richtete augenblicklich ein glänzendes Mahl an. Sie begab sich in den Garten zu einem Fischweiher und rief: He! der Müller! He! der Schneider! He! der Sänger! und sofort und auf jeden Ruf kam ein Fischlein herangeschwommen, den sie in einem Stahlnetz fing, so lange, bis das Netz voll war. Dann ging sie in ein Zimmer neben dem Speisesaale, that die Fische in eine goldene Pfanne und briet sie.

Aber Wilhelm kam es vor, als ob die Fische über dem Braten schluchzten.

— Was schluchzt denn da in der goldenen Pfanne? fragte er.

— Es ist das Holz, das zischt, versetzte sie.

Nach einer Weile fingen kleine Stimmen an zu flüstern.

— Was flüstert denn da? fragte er wieder.

— Das Fett in der Pfanne schmilzt, entgegnete sie.

Jetzt aber schrieen die kleinen Stimmen vernehmlich und laut.

— Was schreit denn da, fragte Wilhelm.

— Das sind die Heimchen im Schornsteine, erwiderte die Wasserhexe und sang so laut, daß er darüber nichts mehr hörte.

Doch flößte ihm das, was er vernommen hatte, einige Furcht ein, und weil er anfing ſich zu fürchten, ſo machte er ſich auch Vorwürfe über ſeinen Leichtſinn und dachte an ſeine liebe Bella.

Die Waſſerhexe brachte ihm aber die gebratenen Fiſche, nöthigte ihn zum Eſſen und ging, um zwölf verſchiedene Weine zu holen.

Wilhelm zog ſein Meſſer aus der Taſche und wollte eſſen. Kaum aber hatte er die goldene Schüſſel mit demſelben berührt. da zerſtörte das Meſſer den Zauber, die Fiſche richteten ſich in die Höhe und wurden kleine Menſchen: der eine wurde ein Müller mit mehlgrauem Rocke, der andre ein Schneider mit blauen Strümpfen, der dritte ein Sänger mit langem Faltenkleide, und alle ſchrieen zuſammen:

— Wilhelm! rette uns, wenn du ſelber gerettet werden willſt.

Wilhelm erſtaunte.

— Wer ſind denn dieſe kleinen Leute, rief er aus.

— Wir ſind Menſchen wie du, verſetzten ſie. Wir kamen hierher, um reich zu werden; aber die Waſſerhexe hat uns den Tag nach der Hochzeit in Fiſche verwandelt und in den großen Weiher geworfen.

— Was! rief Wilhelm entſetzt aus, die Waſſerhexe hat ſchon ſo viele Männer gehabt! und die ſind jetzt alle Fiſche?

— Du wirst auch bald ein Fisch sein und von den Neuankommenden verzehrt werden, entgegneten die Fische.

Wilhelm that einen Sprung; er fühlte sich schon in der goldnen Pfanne gebraten und wollte versuchen, ob er nicht entwischen könne, ehe die Wasserhexe wiederkäme. Aber diese begegnete ihm an der Thüre, sie hatte alles gehört, berührte ihn mit dem Stahlnetze, und verwandelte ihn in einen Frosch, worauf sie ihn in den Weiher warf.

In diesem Augenblicke ertönte das Glöcklein, welches er am Halse trug, und Bella hörte seinen Klang, obgleich sie weit, weit davon war. Das war für sie ein Stich ins Herz. Sie stieß einen Schreckensruf aus und sagte:

— Wilhelm ist in Gefahr!

Ohne jemand zu fragen oder sich zu besinnen, zog sie Schuhe und ihr Sonntagskleid an, hing ihr silbernes Kreuzchen um und verließ mit dem Stabe das Haus. Sie ging auf einen Kreuzweg; dort steckte sie den Stab in die Erde und sprach:

Stöcklein, Stöcklein, höre mich,
Stöcklein, Stöcklein, trage mich
über Stock und Stein,
über Busch und Hain,
über Fluß und Meer
durch die Luft einher!

Da verwandelte sich der Stock augenblicklich in ein Reitpferd, das gestriegelt, gesattelt und gezäumt dastand, mit einer blauen Feder auf der Stirne und einem flatternden Bande hinter jedem Ohre.

Bella stieg auf ohne zu schwanken und es ging fort, erst im Schritt, dann im Trab und dann im Galopp und endlich so schnell, daß Graben, Bäume, Häuser und Thürme wie die Arme einer Windmühle an ihrem Gesichte vorüberflogen. Bella aber ging es immer noch nicht schnell genug; sie trieb ihr Pferd noch stärker an:

— Das Pferd ist schneller als die Schwalbe, die Schwalbe schneller als der Wind, der Wind schneller als der Blitz, aber du, mein Pferdchen, wenn du mich lieb hast, fliege schneller als alle zusammen!

Da das Pferd dies hörte, flog es schnell wie ein Gedanke, und war im Augenblick am Fuße eines hohen Felsens, Hirschsprung genannt, über den es nicht hinüber konnte, so hoch war er.

Bella begriff wohl, was das zu bedeuten hatte, und fing sogleich an zu rufen:

Pferdchen, Pferdchen, höre mich!
Pferdchen, Pferdchen, trage mich
über Stock und Stein,
über Busch und Hain,
über Fluß und Meer
durch die Luft einher!

Kaum hatte sie ausgesprochen, da gingen große Flügel aus den Seiten des Pferdes und es verwandelte sich in einen Adler; der brachte Bella auf die Spitze des Felsens. Oben auf dem Gipfel hielt er an und Bella sah daselbst ein großes

Nest, in dem ein schwarzes, zusammengerunzeltes Männchen saß. Der Zwerg erhob ein lautes Geschrei, als er Bella sah.

— Liebes Mädchen! rief er, rette mich.

— Dich retten! sagte Bella; wer bist du denn, mein liebes Männchen?

— Ich bin der Gemahl von der Wasserhexe, die mich hierher gezaubert hat, weil ich ihr Hexenwesen nicht dulden wollte; da muß ich nun so lange sitzen, bis mich jemand befreit, oder bis ich diese sechs Steineier ausgebrütet habe.

Bella fing laut an zu lachen.

— Aber, mein Bruthähnchen! wie kann ich dich befreien?

— Wenn du Wilhelm rettest, der in der Gewalt der Wasserhexe ist.

Das ließ sich Bella nicht zweimal sagen.

— Geschwind, was muß ich thun? rief sie.

— Dazu ist zweierlei nöthig, versetzte der Zwerg. Du mußt dich als Mann verkleiden, damit dich die Wasserhexe nicht erkennt, und ihr dann das Stahlnetz entreißen, welches sie am Gürtel trägt, und sie für immer da hineinsperren.

— Aber ich habe keine Mannskleider, sagte Bella.

— Dazu wollen wir schon helfen, antwortete das Männlein, und riß sich vier von seinen rothen Haaren aus. Er murmelte leise einige Worte und blies die Haare in die Luft, da wurden vier Schneider daraus, von denen der eine einen Kohlkopf trug, der zweite eine Scheere, der dritte eine Nadel und

der vierte ein Bügeleiſen. Sie ſetzten ſich ſogleich um das Neſt herum, kreuzten die Beine und fingen an, einen vollſtändigen Anzug für Bella zu machen.

Aus dem erſten Kohlblatt machten ſie einen ſchönen Rock, aus einem zweiten eine lange Weſte, zwei andere gaben weite Faltenbeinkleider, das Herz diente zum Hute und der Stiel gab Schuhe ab.

Bella sah in dem neuen Gewande wie ein feiner Edelmann aus.

Sie ließ sich von dem Männlein noch einige Lehren geben, bestieg ihren Adler und begab sich zu der Insel der Wasserhexe. Hier verwandelte sie den Adler wieder in einen Stab und ließ sich von dem Schwane zu der Wohnung der Wasserhexe bringen.

Diese erkannte Bella nicht und war über den Anblick des jungen Mannes in Sammet und Seide ganz entzückt. Sie brächte Bella in den Perlensaal und bediente sie mit Wein. Bella fand das Messer Wilhelms auf dem Tische liegen und steckte es ein.

Da ging sie mit der Wasserhexe in dem Garten spazieren und sie blieben bei dem Fischweiher stehen. Bella stellte sich über die kleinen Fische ganz vor Freude außer sich und als die Wasserhexe sie einlud, bei ihr zu bleiben, versetzte sie:

— Ja, wenn du mir erlaubst, daß ich ein wenig in dem Teiche fischen kann.

Die Wasserhexe ahnete nichts Böses dabei; sie gab ihr das Stahlnetz, das sie an dem Gürtel hängen hatte, und sagte lächelnd:

— Wir wollen einmal sehen, was du fängst.

— Den Teufel! rief Bella und warf das Stahlnetz über die Wasserhexe. Schändliche Hexe, werde von Angesicht, was du vom Herzen bist!

Die Waſſerhexe ſtieß ein lautes Geſchrei aus, das aber ſchnell verſtummte, denn in wenigen Augenblicken war ſie in

einen häßlichen Pilz verwandelt. Bella drückte das Netz um den Pilz zusammen und warf ihn in einen tiefen Brunnen, den sie mit schweren Steinen verschüttete. Dann eilte sie zu dem Fischweiher zurück.

Die Fische waren aber bereits alle aus dem Wasser herausgekommen und gingen ihr in einer langen Prozession entgegen Sie wackelten aufrecht daher und riefen:

— Das ist der edle Mann, der uns aus dem Stahlnetze und der goldnen Bratpfanne geretet hat.

Bella nahm ihr Messer zur Hand; sie bemerkte ganz nahe vor ihren Füßen einen Frosch, der ein Glöcklein am Halse trug, heftig seufzte und seine beiden Vorderfüße aufs Herz drückte. Sie berührte ihn mit dem Messer und sogleich verwandelte sich der Frosch in einen Menschen und wurde ihr Wilhelm. Darauf berührte sie auch die übrigen Fische, die sich wieder in das verwandelten, was sie früher gewesen waren.

Als sie damit geendet hatte, kam auch das kleine Männlein von dem Hirschsprung; er saß in seinem Neste, wie in einer Karosse, und die sechs steinernen Eier hatten sich in sechs große Hirschkäfer verwandelt und zogen das Nest. Er dankte Bella viel tausendmal und führte sie mit Wilhelm zu den Schatzkammern der Wasserhexe, die ganz voll Gold und Edelsteine lagen. Beide durften sich alle Taschen, Hut und Tücher voll stecken, dann verwandelte Bella ihren Stab in einen beflü-

gelten Wagen, der für ſie beide groß genug war, und fuhr zurück in ihr Dorf.

Jetzt konnten ſie ſich heirathen: aber ſtatt einer kleinen Kuh und eines magern Schweinchens, kaufte Wilhelm alles Land, was feil ſtand, und alle Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen, die zu haben waren, und ſie bauten ſich ein prächtiges Haus, und lebten lange in Glück und Frieden.

Der Spielmann.

In der Nachbarschaft hatte man Kirchweih gefeiert und es war bei Musik und Tanz hoch hergegangen bis tief in die Nacht.

Als aber die Sternlein heller funkelten und der Mond hoch am Himmel zum Aufbruch mahnte, da gesellten sich alle Gäste nach ihren Dörfern zusammen und machten sich auf den Heimweg.

Die Mägdlein trugen an den Fingern die bleiernen Ringe, welche ihre Freunde ihnen zur Kirmeß geschenkt hatten, und die fröhlichen Burschen zogen vorauf und sangen, daß es weithin durch die Nacht schallte.

Am lustigsten ging es da zu, wo Leonhard mitzog.

Leonhard, war der lustigste Spielmann, der berühmteste Spielmann in dem ganzen Umkreise, der niemals traurig war, bei jedem Tanze aufspielte und vor allen immer der Vergnügteste war. Wo's einen Tanz gab oder eine Hochzeit, da kam er von den Bergen herab mit seinem Dudelsack und spielte die liebe lange Nacht. Er wurde niemals müde zu spielen, aber

er ermüdete auch niemals zu trinken, und wenns seiner Musik willen nicht wäre, so hätte man ihn manchmal nicht gern gesehen; denn wenn er nach seiner Gewohnheit viel getrunken hatte, so wurde er unleidlich und fing an zu toben und zu fluchen.

Da vermaß er sich denn hoch und theuer, er wolle ein fideler Spielmann bleiben bis an sein Ende, und wenn er fühle, daß er sterben müsse, so wolle er herzhaft noch eins trinken und mit dem letzten Liedlein seines Dudelsackes den Tod verspotten.

Wie er's immer trieb, so hatte er's auch heute getrieben, und wo möglich noch ärger.

Da half kein Warnen und Zureden: Leonhard, nimm dich in Acht vor Schaden! er fluchte und vermaß sich hoch und theuer, im Rausche und bei einer lustigen Tanzmusik wollte er umkommen und nicht anders.

Jetzt zog er der Truppe vorauf. Sein Dudelsack quiekte und pfiff in einen fort, und die Burschе jodelten und die weißen Kleider der Mädchen schimmerten durch die Nacht.

Und als sie auf den Kreuzweg kamen, wo die Wege sich scheiden, schlug der Spielmann den Weg rechts ein die Höhe hinan.

Die Mädchen blieben mit lautem Geschrei stehen und riefen!

— Wohin wollt ihr, Spielmann? Hierher, links im Thale herum!

Leonhard deutete rechts, wo die Kirchthurmspitze des Dorfs im Mondenscheine zu sehen war.

— Wollen wir nicht dorthin? fragte er; ich dächte, über die Haide ist es näher, weshalb einen so großen Umweg machen?

Die Mädchen versetzten:

— Auf der Haide ist es nicht geheuer, Spielmann! da hausen in der Nacht die Zwerge und selten gelingt es einem, ungeschoren hinüber zu kommen.

Leonhard lachte hell auf.

— Was können einem die Zwerge anhaben?

— Sie zwingen dich zum Tanze und thun dir großes Leid an!

— Haha! lachte Leonhard weiter. Ich bin so manche Nacht allein gewandert, über Berg und Thal, über Kreuzwege und an Galgen vorbei, aber mein Lebtag ist mir nichts begegnet. Es wäre mir schon ganz recht, wenn ich mit ihnen zusammen käme, die kleinen Leutchen sollen viel Geld und Silber besitzen; es wäre gar nicht übel, wenn ich meinen Ranzen voll holte. Wo ist der Weg zu den Zwergen?

— Leonhard! Leonhard! riefen die Mädchen voll Entsetzen. Sei nicht zu tollkühn! wer in die Gefahr geht, kommt darin um. Wenn du zu den Zwergen gehst, mußt du mit ihnen tanzen, bis dir der Athem ausgeht.

— Tanzen! verſetzte Leonhard. Tanzen! da käme ich ja eben recht. Haben die kleinen Leutchen denn auch Spielleute, die ihnen Muſik machen?

— Sie haben den Wind, der über die Haide pfeift, als Spielmann, und die Nachtvögel ſingen ihnen dazu.

— Danach tanzt es ſich ſchlecht, entgegnete Leonhard; die Leutchen müſſen doch auch einmal erfahren, wie wohl ein Dudelſack beim Tanze thut. Gehabt euch wohl, wenn ihr nicht mit wollt; ich gehe über die Haide.

Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Dudelſack, ſpielte ein luſtiges Liedlein und ſchritt muthig die Höhe hinan nach der Haide.

Die Mädchen und ihre Begleiter erhoben ein lautes Wehgeſchrei und eilten davon.

Leonhard ſchritt wohlgemuth durch die Nacht und ſpielte ſeinen Dudelſack in einem fort; je weiter er kam, deſto luſtiger wurde er und die quiekenden Töne des Dudelſacks ſchrieen hell durch die Nacht. Er ging bis mitten auf die Haide, da ſah er hohe Steinblöcke ſich in der Nacht erheben; nicht weit davon waren die Wohnungen der Zwerge.

Leonhard ſpielte immer lauter, als er auf einmal ein Geräuſch vernahm, erſt wie das leiſe Gemurmel einer Quelle dann lauter wie das Rollen eines Bachs, und endlich tief und ſchrecklich wie das Brüllen des Meeres. Tauſenderlei Töne ſchlugen durch einander wie die Wellen der Brandung, kichern-

des Lachen, wüthendes Pfeifen, leiſes Geflüſter und endlich ſchlürfende Schritte durch den Sand.

Der Spielmann holte tief Athem, das kam ihm doch wunderlich vor. Er ſchaute ängſtlich zur Linken und zur Rechten: die ganze Haide war lebendig und allenthalben regte und bewegte es ſich, doch konnte er noch nicht erkennen, was, denn vor dem Monde ſtand eine Wolke.

Auf einmal wurde es hell; Leonhard ſchrie entſetzt laut auf. Zur Linken und zur Rechten, vor ihm und hinter ihm, allenthalben ſo weit ſein Auge reichte, war die Haide mit Zwergen bedeckt und alle ſtrömten auf ihn zu.

Leonhard fuhr zurück und wollte die Flucht ergreifen; allein die Zwerge vertraten ihm den Weg und riefen mit ihren Heuſchreckenſtimmen:

— Das iſt der luſtige Spielmann Leonhard, der iſt gekommen, um uns zum Tanze zu ſpielen.

Leonhard ſchlug um ſich und verſuchte die Zwerge abzuwehren. Dieſe aber riefen:

— Du gehörſt uns, und jetzt ſoll es dir gehen, wie du dich oftmals vermeſſen haſt; ſpiele auf und tanze mit uns.

Da half kein Widerſtreben; eine unſichtbare Gewalt zwang ihn, er ſetzte das Mundſtück des Dudelſacks an die Lippen und hub an zu ſpielen und zu tanzen wider ſeinen Willen. Die Zwerge wirbelten mit ihm im Kreiſe und allemal wenn er anhalten wollte, riefen ſie:

— Spiele, luſtiger Spielmann, ſpiele und tanze mit uns den Reigen.

Das ging die ganze Nacht ſo fort. Allein je matter die Sterne am Himmel glänzten, deſto ſchwächer wurden auch die Töne des Dudelſacks und die Füße Leonhards hoben ſich ſchwerer und ſchwerer vom Boden, bis die Morgenröthe anbrach und Hahnenruf ertönte, da verſchwanden die Zwerge und alles wurde ſtill.

Der luſtige Spielmann von den Bergen fiel athemlos auf die Erde. Der Dudelſack entſank ſeinen Händen und Lippen, die Arme fielen ihm ſchlaff am Leibe herunter und ſein Haupt beugte ſich todtmatt auf die Bruſt. Um ihn herum erſcholl es in den Lüften wie flüſternder Geſang:

— Schlaf, luſtiger Spielmann! ſchlaf, dir iſt geſchehen, wie du dich oftmals vermeſſen haſt; dein letzter Augenblick war Spiel und Tanz im Rauſche.

Als die Leute am Morgen kamen, um nach dem Spielmann zu ſehen, fanden ſie ihn todt auf der Haide liegen. Die Zwerge hatten's ihm angethan.

Die Wäscherinnen auf der Haide.

Um einen nüchternen Verstand ist es eine gar vortreffliche Sache. Denn wer sich der Völlerei und dem Trunke ergibt, läuft allerhand Gefahr und weiß nie, ob er gesund und wohlbehalten daheim antrifft. Nicht blos, daß die Füße zu leicht werden, wenn der Kopf zu schwer geworden ist, und man das Gleichgewicht verliert und stolpert und strauchelt — nein, es hat noch ein ander Bewenden damit. Wenn man in der Nacht heim geht und unter dem Hute zu viel hat, so fangen die Weingeister draußen in der Mitternacht an zu leben und öffnen dem Menschen ein Paar Augen, wie er sie sonst nicht hat, und nun sieht man allerhand Dinge, die ein Nüchterner nicht sieht oder sich nicht darum kümmert. Aber die Weingeister lassen keine Ruh und wollen mit ihren bösen Brüdern und Schwestern, den Nixen und Kobolden verkehren, und dabei locken sie den Menschen ins Verderben.

Hüte drum ein jeder sich fein, daß er in der Nacht keinen Rausch nach heim trägt, sonst könnt' es ihm leicht ergehen wie dem Wilm.

Der Wilm war ein Raufbold, der sein Lebelang nicht gut that, sondern den ganzen Tag in den Schenken lag und seine Groschen in Bier, Branntwein oder Wein verthat. Er hatte es von seinem Vater ererbt, der auch gern ein Krüglein über den Durst trank, und ihr wißt,

wie die Alten sungen,
so zwitschern die Jungen.

Sein Vater hatte sich in der Trunkenheit den Hals gebrochen und ein blaues Wunder war es, daß der Wilm noch seine ganzen Gliedmaßen hatte, denn gestolpert und gestrauchelt war er wahrlich genug. Früh morgens war er der erste in der Kneipe und abends der letzte; bei keiner Kirmeß fehlte er, und wenn es wo recht bunt zuging, so konnte man gewiß darauf rechnen, der Wilm war dabei und schrie und lärmte am ärgsten. In einem Jahre waren seine Mutter, seine Geschwister sammt seiner Frau gestorben, das hatte ihn aber nicht gerührt. Er nahm ihr Hab und Gut und dachte:

— Gut, da kann ich eins mehr trinken!

Während man die Leichen zur Erde bestattete, saß er hinter dem Glase und sang mit übermüthiger Laune:

Und hab' ich keine Frau im Haus,
So gehe ich nach andern aus!

Und wie gesagt, so gethan.

Der Schulze und andere rechtschaffene Männer warnten ihn, aber vergebens. Er trieb sein Wesen nach wie vor, und je mehr man ihm rieth, desto ärger macht' er's.

Nun traf es sich eines Tages, daß auf Walpurgis, wo die Hexen ihr Spiel treiben, eine Kirmeß fiel. Weil's in der Zeit viel im Felde zu thun giebt, so kehrten fleißige Leute zu guter Stunde nach Hause zurück, der Wilm aber nicht so. Er hatte sich in einer Kneipe mit einer Anzahl Matrosen und liederlichen Leuten zusammen gefunden und sang mit den Schenkdirnen allerhand leichtfertige Lieder, so daß er darüber an keine Zeit dachte.

Um Mitternacht hatten Alle Kopf und Magen voll und legten sich zur Ruhe.

Der Wilm hatte auch sein Theil, konnte aber nimmer genug bekommen. Mißmuthig, daß die Anderen so frühzeitig aufhörten, zog er seines Weges und sang auf der Straße zum Aerger ordentlicher Leute allerlei Trinklieder und jodelte und schrie und fegte mit seinem Stocke links und rechts herum, daß er einem Vorübergehenden sicherlich Schaden zugefügt hätte.

So kam er bis an einen Kreuzweg, wo zwei Wege vor ihm sich schieden. Der eine war länger, aber gemächlich und sicher; der andre war kürzer, ging aber über eine Haide und unter dem Galgen vorbei, und Leute, die ihn zur Nachtzeit gegangen waren, hatten alle ein seltsames Getöse darauf ver-

nommen und mit Angſt und Mühe in fortwährendem Laufe das Dorf erreicht.

Wilm kümmerte ſich in ſeiner trunkenen Laune um nichts, ſondern ſchlug mir nichts dir nichts den Weg zur Linken ein und machte im Gehen mit ſeinen Holzſchuhen einen ſolchen Lärm auf den Steinen, daß man ihn weithin hören mußte.

Die Nacht war am Himmel weder Mond noch Sterne zu ſehen; der Wind fegte ſauſend über die Haide, der Bach, welcher durch dieſelbe floß, rieſelte in ſchauriger Eintönigkeit über die Kieſel und die Dornbüſche am Wege raſchelten, wie ein Menſch, der vor Furcht ſchauert, dazwiſchen erſcholl nichts als der weithinhallende Schritt Wilm's, der ſich um das alles nicht kümmerte, ſondern gemächlich weiter taumelte.

Er kam an einem alten Gemäuer vorbei; die Wetterfahne knarrte und rief Wilm vernehmlich zu:

— Kehre um! kehre um! kehre um!

Wilm hörte nicht und ging ruhig weiter.

Er kam zu dem Bache, da murmelte das Waſſer:

— Nicht weiter! nicht weiter! nicht weiter!

Wilm tappte ruhig nach den Steinen, die darin lagen, um hinüber zu gelangen, und ſchritt ruhig auf's andre Ufer.

Weiterhin ſtand eine alte Eiche. In deren Zweigen pfiff der Wind ſchauerlich und raunte Wilm in's Ohr:

— Bleibe hier! bleibe hier! bleibe hier!

Wilm nahm seinen Stock, fegte damit in die Zweige des Baumes, zerschlug ein Paar Aeste und ging weiter.

Endlich kam er an die verrufene Stelle in der Haide. Im nahen Dorfe hörte er es deutlich zwölf schlagen.

Wilm pfiff ein Liedlein; wie er aber mitten im besten Pfeifen war, schlug ein seltsames Geräusch an sein Ohr, daß er inne hielt und horchte, was es sein möge. Das Geräusch klang, wie wenn es von einem unbeschlagenen Wagen herkäme und ehe er sich noch enträthsein konnte, was es wohl bedeute, bemerkte er einen Wagen, der gerade auf ihn zukam. Derselbe schien mit einem Lacken überzogen und als Wilm recht zuschaute erkannte er, einen Leichenwagen.

Der Wagen wurde von sechs schwarzen Pferden gezogen und als Fuhrmann saß der Tod mit Stundenglas und Hippe vorn auf. Der Knochenmann rief vor sich her:

— Weiche oder erbleiche!

— Was treibt ihr denn hier, Freund Hain! rief Wilm übermüthig als der Leichenwagen seitwärts von ihm hinfuhr:

— Ich überfalle und fälle! antwortete das Gerippe.

— Also wärt ihr ein Räuber und Mörder?

— Ich bin ein Schnitter ohne Rücksicht und Nachsicht.

— Das heißt mit anderen Worten gesagt, ein Grobian oder ein Narr. Doch was habt ihr hier zu schaffen?

— Ich ſuche einen Mann, namens Wilm, verſetzte der Knochenmann und fuhr vorüber.

Wilm lachte hell auf und ſchritt weiter.

Als er tiefer in die Haide kam, wo der Bach breiter wird, ſah er ein Paar Frauen, die hingen Wäſche an den Dornenbüſchen auf.

— Meiner Treu! rief Wilm, die Mägdlein fürchten ſich auch vor keinem Spukgebild. Sagt mir, meine Täubchen, was treibt ihr denn ſo ſpät in der Haide?

— Wir waſchen, wir fringen, wir bleichen! antworteten die beiden Frauen aus einem Munde.

— Was denn aber?

— Das Hemde des Todten, der in dieſem Augenblicke noch redet und wallt.

— Eines Todten? ei, da möcht' ich doch wiſſen, wer der iſt!

— Wilm iſt ſein Name.

Wilm ſchlug ein noch helleres Gelächter auf, als das erſte Mal und ging ſtolpernd ſeines Weges weiter den Bach entlang.

Je weiter er ging, deſto deutlicher vernahm er ein Geräuſch vor ſich, das kam von den Wäſcherinnen auf der Haide, die an der breiten Stelle des Bachs Wäſche klopften, und nicht lange darnach ſah Wilm ſie ſelber. Sie wuſchen und frangen Todtenlaken und ſangen dazu in ſchauerlicher Weiſe:

Wir drehn uns im Tanze
Im nächtigen Dunkel,
Beim Mondesglanze,
Beim Sterngefunkel,
Bei Regen und Schnee,
Und waschen und bleichen
Die Laken der Leichen:
Wer heut noch voll Leben
Der Freude ergeben,
Wie Rosen so roth,
Ist morgen todt,
O weh dir, Wilm, o weh!

Sobald sie des lustigen Gesellen ansichtig wurden, erhoben sie ein großes Geschrei, eilten auf ihn zu und hielten ihm ihre Laken hin; er sollte ihnen helfen die Tücher auswringen, verlangten sie.

— Das ist eine kleine Gefälligkeit, die man so hübschen Kindern nicht abschlägt, sagte Wilm in seinem Weinmuthe, aber eine nach der andern, denn ein Mensch hat nur zwei Hände und und kann nicht allen auf einmal dienen.

Also legte er seinen Stab ab, faßte das Laken der einen Wäscherin und bemühete sich immer nach derselben Seite zu drehen wie sie, denn so viel erinnerte er sich noch, daß es kein ander Mittel gab, ihrer ledig und nicht an Arm und Bein zerbrochen zu werden.

Indem er aber so drehete und frang, kamen die anderen Wäscherinnen dazwischen und Wilm glaubte unter ihnen seine

Mutter, seine Frau und seine Schwestern zu erkennen und es kam ihm vor, als riefen sie ihm mit schrecklicher Stimme:

— Wehe dir, du Trunkenbold, der du dich über unsern Tod gefreuet hast, um unsre Habe vertrinken zu können, das Stündlein ist gekommen, da du den letzten Tropfen getrunken hast!

Und dabei schüttelten sie ihre Haare, die lang und wild herunterhingen und aussahen wie ein Schlangengewebe, und sie schwangen hölzerne Hämmer, womit sie die Wäsche klopften, mit zorniger Gebehrde und riefen immer drohender und schrecklicher:

— Wehe dir, Wilm, o weh!

Das brachte Wilm außer Fassung. Der Schweiß rann ihm über die Stirne und als er mit der einen Hand nach dem Kopfe fuhr, um das Haar zurückzuwischen, vergaß er, mit der Wäscherin über einen Strang zu drehen. In dem Augenblicke, da er anders herum frang, riß ihm das Laken aus der Hand und an allen Gliedmaßen von der Wäscherin auf der Haide zerbrochen, sank er bewußtlos nieder.

Als am andern Morgen die Mädchen nach der Stadt gingen, um ihre Milch zu Markte zu tragen, sahen sie Wilm auf der Haide unter einem Busche am Loche liegen. Sie meinten, er habe zu viel Branntwein getrunken und sei unterwegs liegen

geblieben; als sie aber hin gingen um ihn zu wecken, sahen sie, daß er am ganzen Leibe verrenkt war.

Voll Schrecken liefen sie ins Dorf und holten Leute herbei. Der Richter ging auch hin, weil er glaubte, es könne ein Verbrechen begangen sein. Als er aber sah, wie verdreht der ganze Leichnam war, da sagte er:

— Laßt es gut sein, Kinder! der Wilm ist todt, er hat mit den Wäscherinnen von der Haide Laken gefrungen.

Die Gaben der Zwerge.

Vor alten Zeiten lebte einmal in einem Dorfe ein Mann mit seiner Frau, die gingen beide Jahr aus Jahr ein bei anderen Leuten in Arbeit, um sich ihren Unterhalt zu verdienen. Bendix war der Aermste im Dorfe, aber was ihm an Geld und Gut zu wenig beschieden war, das hatte er in zweierlei Weise zu viel bekommen, und zwar im Guten und Schlimmen. Nämlich er besaß ein ganz vortreffliches Herz und einen gewaltigen Höcker.

Das Erste erwarb ihm viele Freunde und Alle hatten ihn lieb, allein des Höckers willen mußte er manchen Spott der losen Straßenjugend ertragen. Aber dieser Höcker war auch in der That ein wenig zu groß, und wenn Bendix sich setzen wollte, so mußte er einen Stuhl ohne Lehne nehmen oder sich auf die flache Erde niederlassen, weil ihm sonst sein lästiger Zierrath im Wege stand. Selbst seine Frau, die ihn doch von Herzen liebte und vor der Hochzeit den Höcker ganz und gar nicht beachtet hatte, fand denselben nach einem Jahre etwas verunstaltend und sagte manchmal:

— Ach, lieber Bendix, wie hübsch müßtest du sein, wenn dein Rücken ein wenig schlanker wäre; ich glaube, du gäbest den schönsten Mann im Dorfe ab.

Diese Bemerkung mußte Bendix eines Tages wieder hören, da er mit seiner Frau von der Arbeit heimkehrte. Sie hatten für den reichen Nachbar Heu umgewendet und weil sie es nicht machten, wie faule Knechte, die beim Betglockenschlage davon laufen, sondern gern die Arbeit fertig haben wollten, so kamen sie ungewöhnlich spät zurück.

Die Wiese wo sie gewesen waren, lag eine weite Strecke vom Dorfe entfernt. Die Sterne funkelten bereits hoch am Himmel und die Nacht war weit vorgerückt. Bendix mußte über eine große Haide, auf der es nicht recht geheuer war. Aber er that keinem Menschen und Thiere was zu Leide, darum hatte er ein gut Gewissen und fürchtete sich nicht.

— Komm, Liesel! sagte er; laß uns eilen, daß wir hinüber kommen. Es sollen böse Zwerge auf der Haide wohnen, welche die späten Wanderer zum Tanze zwingen, bis ihnen der Athem ausgeht, daß man sie am andern Morgen todt unter freiem Himmel liegen findet.

Sie schritten rasch voran. Als sie aber in die Mitte der Haide kamen, wo eine Menge großer Steinblöcke lagen, zwischen denen die Zwerge wohnten, da stürzten auf einmal lange Reihen von kleinen Kobolden hervor. Einige trugen große Hörner, auf denen sie bliesen, und die Anderen hatten sich mit den Hän-

den angefaßt, tanzten und zogen einen großen Kreis um Bendix und seine Frau und schlossen sie endlich in ihre Mitte ein.

— O weh! rief Bendix seiner Frau zu, wir sind verloren. Wenn die Zwerge uns zum Tanzen zwingen, so ist's um uns geschehen.

Frau Liesel klammerte sich fest an ihren Mann und konnte vor Schrecken kein Wort reden.

Wirklich machten die Zwerge Anstalt, die beiden Leute zum Tanze zu zwingen. Kaum aber waren sie an Bendix herangekommen, da fuhren sie mit großem Geschrei zurück und schrieen in singendem Tone:

Laßt ihn ziehn, laßt ihn ziehn,
Seine Sichel schützet ihn;
Weh', die Sichel schützet ihn,
Laßt ihn ruhig weiter ziehn!

— Aha! dachte Bendix, die haben Furcht vor der Sichel. Hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß das Ding noch zu etwas anderm nütze wäre, als Gras zu schneiden.

Er zog seine Frau rasch mit sich fort und erreichte glücklich sein Haus.

In der Nacht aber gingen allerhand Gedanken in seinem Kopfe herum. Er dachte an den Höcker, den seine Frau heute zum dritten Male häßlich gefunden hatte, und an die Zwerge, die mancherlei Künste verstehen sollten und vor seiner Sichel sich fürchteten. Er sprach kein Wort, aber am andern Morgen, als er aufstand, dachte er: — ich weiß, was ich thue.

Abends richtete er es so ein, daß er allein nach Hause ging. Er wartete, bis die Sterne am Himmel schimmerten wie Millionen Edelsteine, und niemand sich mehr in die Nähe der Haide wagte.

Bendix nahm seine Sichel zur Hand und ging gerades Wegs auf die Haide.

Die Zwerge sahen ihn schon von weitem kommen und riefen ihm freundlich entgegen:

— Seht, da kommt Bendix!

— Ja, entgegnete Bendix. Da ich weiß, daß ihr in meiner Nachbarschaft wohnt, so muß ich euch doch einen Besuch abstatten.

— Das ist brav, riefen die Zwerge. Willst du ein wenig mit uns tanzen?

— Nehmt mir's nicht übel, lieben Leutchen! versetzte Bendix; aber ich habe einen kurzen Athem und kann's nicht lange aushalten.

— Wir halten ein, sobald du nicht mehr kannst.

— Versprecht ihr mir das? sagte Bendix, dem es nicht übel vorkam, einmal einen Reigen mitzumachen, um doch davon nachsagen zu können.

— Wir versprechen es dir! antworteten die Zwerge.

— Schwört ihr es mir bei meiner Sichel?

— Wir schwören's bei deiner Sichel!

Bendix trauete den Zwergen, trat mit in den Reigen und der Tanz ging los. Die Zwerge sangen dazu, aber es war immer dasselbe:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Montag, Dienstag, Mittewoch,

Bendix hörte es ein Weilchen mit an, dann blieb er stehen und sagte:

— Alle Achtung vor euch, gute Leutchen! aber euer Gesang ist erschrecklich eintönig. Ihr bleibt ja immer vorn in der Woche stecken und kommt nicht über die Mitte hinaus. Wenn ihr's zufrieden seid, so mache ich ein andres Verschen dazu; aber ihr müßt vorlieb nehmen wie gut oder schlecht es ausfällt, denn ich bin kein Reimschmied.

— Vortrefflich! immerzu! riefen die Zwerge.

Bendix hub an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge geriethen in eine lebhafte Bewegung.

— Bravo! bravo! riefen sie und drängten sich um Bendix. Du bist ein Poet sonder Gleichen und kannst vortrefflich tanzen. Sag' es uns noch einmal vor!

Bendix sang noch einmal:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge dreheten ſich wie närriſch vor Freude in wirbelndem Tanze und eilten dann wieder zu Bendix und riefen alle auf eins:

Haſt du irgend einen Wunſch? Was begehrſt du? Willſt du Reichthum oder Schönheit. Du darfſt einen Wunſch ausſprechen, wir werden ihn erfüllen.

— Iſt das euer Ernſt? fragte Bendix überraſcht.

— Voller Ernſt! wünſche, wünſche!

— Nun denn! verſetzte Bendix; ſchauet einmal her, ich habe einen Höcker, der mir juſt nicht zum beſten ſteht und meiner Frau eben auch nicht zu gefallen ſcheint; könntet ihr mir davon abhelfen?

— Sei ohne Sorgen! riefen die Zwerge; komm einmal her! . . .

Sie ergriffen Bendix und fingen an, ihn einander zuzuwerfen wie einen Spielball, bis er die Runde durch den ganzen Kreis gemacht hatte.

— Jetzt iſt es aus mit dir, dachte Bendix, als er ſo luſtig durch die Luft flog, die Zwerge haben dich doch betrogen!

Allein als er an den Erſten zurückkam, ſtellte ihn dieſer ganz ruhig wieder auf die Füße und — Bendix war ſeinen Höcker los. Er war jetzt ſo ſchmuck und ſchön geworden, daß ſeine leibliche Mutter ihn kaum wieder erkannt hätte.

Seine Frau wollte ihn erſt gar nicht ins Haus aufnehmen. Bendix mußte ihr ſagen, wie viel Hemden er im Koffer liegen

habe und wie viel Flecken auf sein Arbeitskleid gesetzt wären; da glaubte sie es endlich und ließ sich von ihm seine Verwandlung erzählen. Zwar schmälte sie, daß er sich zu den bösen Zwergen gewagt hatte, allein die Freude über seine Verschönerung konnte man deutlich auf ihrem Gesichte lesen.

Die Hütte, worin Bendix wohnte, gehörte seinem Nachbar, einem Schneider, der ein feines Männchen und sehr reich, aber gewaltig geizig war und ein wenig stotterte. Der Schneider hatte seit einigen Tagen den Miethzins von Bendix zu fordern. Als er die Veränderung erfuhr, welche mit diesem vorgegangen war, wurde er neidisch auf das Glück desselben, denn ein Geiziger kann es nicht verschmerzen, wenn einem etwas Gutes geschieht, sei es auch eine noch so unschuldige Sache. Er dachte nach, daß es damit eine besondre Bewandtniß haben müsse, und wollte es wissen.

Er ging also zu Bendix, mahnte ihn um den Miethzins und drohete, ihn aus der Hütte zu werfen, wenn er nicht auf der Stelle bezahle.

Bendix bat ihn, er möge noch ein Paar Tage warten, da bekomme er seinen Lohn und könne die Schuld abtragen. Aber der geizige Schneider gab keinen Pardon. Endlich nach langem Bitten sagte er:

— Gut, ich will drei Tage warten, wenn ihr mir sagt, wie ihr euren Höcker los geworden seid.

Bendix erzählte es ihm und theilte ihm auch das Geheimniß von der Sichel mit.

— Schönheit und Reichthum! dachte der Schneider; da fällt einem die Wahl nicht schwer und man kann um so einen Wunsch schon einen Gang thun.

Sobald der Mond am Himmel stand, ging er auf die Haide und fand die Zwerge. Sie sangen ihren alten Vers mit dem Zusatze, den Bendix gemacht hatte, und tanzten lustig umher. Der Schneider tanzte mit und als er ein Veilchen mit herumgekreiset war, blieb er stehen und rief: er wolle auch ein Verslein dazu thun.

Voller Freuden blieben die Zwerge stehen. — Sing, riefen sie, sing!

Sie selber fingen an:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch —

— Sing! sing! riefen sie.

Stotternd fing der Schneider an:

Sa ... Sa ... Samstag ...

Weiter! weiter! schrieen die Zwerge.

Sa ... Sa ... Samstag ... a ... a ... auch dazu ...

Weiter konnte es der Schneider nicht bringen, der Schweiß stand ihm dick auf der Stirne und sein Herz klopfte wie ein Hammer.

Die Zwerge liefen wild durch einander und schienen auf den Schneider böse zu sein. Endlich stellten sie sich um ihn und sagten:

— Weil du unsern Vers denn doch etwas verändert hast so thu einen Wunsch, wähle zwischen Schönheit und Reichthum!

Da bekam der Schneider wieder frischen Muth.

— Hört! sagte er, Bendix hat Schönheit gewählt; damit ihr nicht zweimal dasselbe zu gewähren habt, so will ich nehmen, was Bendix nicht gewollt hat.

Augenblicklich erfaßten ihn die Zwerge und schleuderten ihn aus einer Hand in die andre durch den Kreis. Als er beim Letzten angekommen, da war sein Wunsch erfüllt, aber nicht in dem Sinne, wie er es gemeint, daß er Geld und Gut bekomme, sondern der Höcker, den Bendix nicht gewollt hatte, saß zwischen seinen Schultern. Mit Schimpf und Schande trieben ihn die Zwerge von der Haide.

Der Schneider war über dies Mißgeschick wüthend, und da die meisten Leute immer gern die Schuld von dem Unheil was sie selbst angerichtet haben, auf andere schieben, so schrie auch er, Bendix habe ihn verleitet, und schwur sich zu rächen. Er schloß sich zwei Tage lang ein und ließ Bendix am Abend des zweiten Tages sagen, wenn er am andern Morgen nicht den Zins bezahlt habe, so lasse er ihn aus der Hütte jagen und alles, was drin sei, verkaufen.

Bendix hatte geglaubt, der Schneider werde den nächsten Tag noch abwarten. Als er diesen Bescheid bekam und die Leute im Dorfe sich einander zuflüsterten, der Schneider trage jetzt Bendix's Höcker, da verlor er die Hoffnung. In großer Bekümmerniß nahm er die Sichel und ging auf die Haide.

Die Zwerge sangen wieder ihr Lied:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch,
Sa... Sa ... Samstag a ... a ... auch dazu ...

Wie traurig Bendix auch war, so mußte er über den Gesang doch lachen.

— Das klingt und klappt ja nicht! rief er.

— Ah, da ist unser Bendix! ja, ja! das ist ein schlechtes Gereimsel.

— Na, laßt sehen, es läßt sich dem Dinge vielleicht nachhelfen, sagte Bendix, und fing an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch,
Thu den Samstag auch dazu,
Sonntag geht die Woche zur Ruh!

— Bravo, bravo! riefen die Zwerge. Bendix ist unser Retter! Er hat den Vers fertig gemacht, der uns aufgegeben war, und wir sind erlöst von unserm Tanze.

Sie drängten sich um Bendix herum und erzählten ihm, daß sie zur Strafe für einen schlechten Gebrauch ihrer Macht verurtheilt gewesen, so lange in dieser Haide zu wohnen und

die ganze Nacht zu tanzen, bis jemand den Vers vollende, deſſen erſtere Worte ihnen vorgeſchrieben worden.

Wie ſie ſich ſo freueten, dachte Bendix: — Jetzt kannſt du deine Bitte recht bequem anbringen.

Er klagte alſo den Zwergen, daß er büßen müſſe, was ſie an dem Schneider gethan; er wolle ihn morgen aus der Hütte werfen und ſeine Habſeligkeiten verkaufen, wenn er den Miethzins nicht zahle.

— Bekümmre dich nicht! entgegneten die Zwerge. Wir verlaſſen jetzt die Haide und wollen unſerm Retter gern erkenntlich ſein. Schau, hier zwiſchen den Steinen liegen zwölf Säcke, die ſollſt du haben; nimm ſie und trage ſie in dein Haus.

Bendix dankte, nahm Abſchied und ging mit den Säcken heim.

Als er zu Haus angekommen war, warf er die ſchwere Laſt auf die Erde und rief ſeiner Frau zu:

— Zünde Feuer an und verſchließ Thür und Fenſter, damit unſer Nachbar nichts von dem Reichthum ſieht, den ich mitbringe. Potz, wie ſchwer das war, es muß ſo viel ſein, daß man drei ganze Dörfer dafür kaufen kann.

Die Frau that, wie er geſagt, dann eilte ſie zurück und öffnete einen Sack nach dem andern; da war in allen lauter — Sand, dürres Laub und Kieſelſteine.

Bei dieſem Anblick ſtieß die Frau ein lautes Geſchrei aus.

— Da ſieh, was du haſt. Ich habe es ja immer geſagt, daß von den Zwergen nichts Gutes kommt. Wenn es uns nur nicht noch mehr Unglück ins Haus bringt.

Bendix ſtand ſtarr vor Schrecken da; in ſeinem Entſetzen fiel ihm die Sichel, die er noch hielt, aus der Hand. Der Stiel derſelben war aus Haſelholz und fiel gerade in den Sack. Augenblicklich verwandelten ſich die Blätter in Goldſtücke, die Kieſelſteine in Diamanten und der Sand in Perlen. Bendix merkte jetzt, daß das Haſelholz eine eigene Kraft habe und nicht blos einen ungezogenen Buben artig machen, ſondern auch verzauberte Schätze wieder verwandeln könne. Er ſah ſeinen Verſuch ebenfalls bei den übrigen Säcken anſchlagen und war auf einmal der reichſte Mann im Orte, zum größten Verdruſſe des Schneiders, der es gleichfalls gern geworden wäre, aber aus ſeinem Geize nur üblen Gewinn gezogen hatte.

Merk's alſo, Genügſamkeit hilft weiter als Habſucht.

Wie der Teufel einmal Kantor war.

Als die Leute noch recht fromm waren und viel in die Kirchen gaben, kamen die Engel und Heiligen oft vom Himmel herab und freueten sich, daß man ihnen viele Ehre anthat. Auch Herr Jesus Christus stieg zuweilen auf die Erde herunter und schauete, wie es zuging und ob der böse Feind kein Unkraut in den Weizen säe.

Eines Tages kam er durch das Wolfsholz, wo er eine arme Wittwe besucht hatte, und als er auf den Kreuzweg gelangte, sah er einen Reiter mit einem großen Sacke an einer Dornhecke entlang gegen sich kommen. Der Reiter hatte sich eine Rose in den Mund gesteckt und sang ein lustiges Liedlein.

Herr Christus wollte sich nicht in seinen Gedanken stören lassen und trat bei Seite. Er meinte nämlich, es wäre ein Müller, der mit einem Kornsacke zur Mühle zöge; als der Reiter aber auf den Kreuzweg kam, erkannte er, daß es der Teufel war.

— Du hier? fragte Herr Christus verwundert.

— Die Heerstraße ist jedermann frei! versetzte der Teufel.

— Und woher kommst du?

— Ich habe meinen Erndtegang gehalten, entgegnete der Teufel spöttisch. Mein Vetter, Freund Hain, hat die Saat geschnitten, ich habe sie gedroschen und nehme die Spreu mit mir, das gute Korn habe ich liegen lassen, damit es die Menschen in die Erde bringen.

— Also der ganze Sack ist voll Seelen? fragte Herr Christus.

— Ja, versetzte Satan, und zwar nicht blos Seelen von Schenken, Zollpächtern und Schweinhirten, sondern es sind auch ganz artige Nonnenseelchen und feiste Pfaffen darunter.

— Ach, sprach Herr Christus mitleidig, die armen Seelen. Weshalb stellst du ihnen so nach?

— Mit demselben Rechte, womit der Fuchs die Hühner fängt und der Wolf die Schafe, entgegnete der Teufel lachend.

— Höre, sagte Herr Christus, wir wollen einen Handel machen. Laß mir den Sack voll Seelen ab, ich will dir dafür gestatten, daß du einen Tag ohne Qual als Mensch auf Erden wandelst.

— Und soll ich meine Macht behalten? fragte der Teufel gespannt.

— Die will ich dir gleichfalls lassen, wenn du versprichst, daß du dieselbe nur gebrauchen willst um die Menschen zu beglücken und nicht um sie zu quälen.

— Nimm deine Seelen! rief der Teufel luſtig, der Handel iſt abgemacht.

Herr Chriſtus nahm die geretteten Seelen und fragte den Teufel, unter was für einer Geſtalt er auf Erden erſcheinen wolle.

— Höre! verſetzte der Teufel, da fällt mir ein, in dem Orte dort hinten iſt der Kantor geſtorben und die Gemeinde ſucht einen neuen; ich will den Dienſt einen Tag übernehmen.

— Das iſt mir lieb, erwiderte Herr Chriſtus, denn an dem Orte iſt nichts zu verderben, es wohnen lauter Hexen und Zauberer darin bis auf drei Familien und für die iſt mir nicht bange; ja, ich bin derſelben ſo gewiß, daß ich dir ein volles Anrecht auf ſie geben will, wenn du ſie auch nur zum geringſten Fehltritt bewegſt; verſteht ſich ohne deine Gewalt anzuwenden. Alſo ſei für einen Tag Menſch mit Teufelsgewalt und vergiß die Bedingung nicht.

Der Teufel lachte ins Fäuſtchen und trollte ſich.

Er ging geradeswegs zu dem Dorfe, wo man einen Kantor ſuchte; als ihn die drei guten Familien in ehrbarem ſchwarzen Frack, mit weißer Halskrauſe, Schnallenſchuhen und ſchwarzen Strümpfen auf einem alten Eſel, der den Kopf faſt bis zur Erde hängen ließ, ins Dorf einziehen ſahen, ſagten ſie zu einander:

— Das muß ein gar vortrefflicher Kantor ſein, wir wollten, er meldete ſich bei uns.

Die Anderen aber schüttelten den Kopf und meinten:

— Der sieht aus, als wäre er noch schlimmer denn alle seine Vorgänger.

Weil indessen ein Kantor in damaliger Zeit nicht so leicht aufzutreiben war, so mußten sie schon mit Herrn Satan zufrieden sein.

Die drei guten Familien kamen zu dem neuen Herrn Kantor und brachten ihm ihren Gruß. Der Teufel that recht heilig gegen sie, ging mit ihnen in die Kirche und betete eine ganze Stunde. — Aber wenn der Teufel um Sonnenschein zu bitten scheint, so regnet es Schlossen. Indem die guten Leute seine übermäßige Heiligkeit bewunderten, sann er darüber nach, wie er's am besten anfange, die Leute zu verderben, ohne ihnen Böses zu thun, denn seine Bedingungen durfte er nicht brechen.

Nach Verlauf einer Stunde erhob er sich und ging schnurstracks zu dem Hause der ersten Familie, die am nächsten bei der Kirche wohnte.

Das waren ein Paar alte Eheleute, die ihr Lebelang viel Noth und Entbehrung gehabt und sich abgemüht hatten, kein Menschen- oder Kirchengebot zu verletzen.

Eben als der neue Kantor eintrat, setzten sie sich zu Tische. Man konnte es ihren Schüsseln ansehen daß sie arm waren und heute ein Fasttag fiel; denn ihr ganzes Mahl bestand in einer Brodsuppe und saurer Milch.

— Gute Leutchen! sprach der Kantor mit Bedauern, eßt ihr alle Tage so schmale Kost?

— O nein, Herr Kantor! versetzten Mann und Frau; wir haben alle Monate eine Fleischsuppe auf dem Tische und alle Jahre einmal, zu Ostern, gibt es Kuchen bei uns.

— Und gelüstet es euch nie nach Besserm?

— Ach, Herr Kantor! das Wünschen ist ein Erbfehler der armen Leute, versetzte die Frau; oft wenn wir im Schlosse zusahen und die duftenden Schüsseln vorübergetragen wurden, haben wir uns gewünscht, nur ein einziges Mal vor unserm Tode so speisen zu können, wie die vornehmen Leute es alle Tage haben.

Dahinaus wollte der Teufel es gerne haben.

— Nun, ihr lieben guten Leute, der Wunsch soll euch erfüllt werden, sagte er mit freundlichem Lächeln. Schauet her; ich habe hier einen alten Holzteller, den vordem ein großer Wundermann besaß; wer den Teller hat, braucht nur zu wünschen, so steht alles fertig vor ihm da. Ich würde ihn euch schenken, allein es ist doch billig, das er auch bei den anderen Armen Reihe um geht, darum kann ich ihn euch nur für heute Abend leihen. Eßt und trinkt also nach Herzensluſt und denkt, daß es sobald nicht wieder kommt.

Die armen Leute dankten gar höflich und der Teufel ging seiner Wege, um sich weiter umzuschauen.

Kaum war er zur Thüre hinaus, ſo ſtellten die beiden Leute recht wie ein Paar geborne Hungerleider den hölzernen Teller auf den Tiſch und fragten ſich:

— Was ſollen wir nun zuerſt wünſchen?

Nach langem Beſinnen hub die Hausfrau an und ſchauete mit erwartungsvoll geſpanntem Blicke auf die Tafel:

— Ich möchte wohl einen gezuckerten Eierkuchen und eine Roſinentorte haben.

Augenblicklich ſtand Eierkuchen und Roſinentorte vor ihr.

Beide Eheleute ſchrien vor Verwunderung laut auf und fielen wie ausgehungerte Wölfe darüber her; doch nachdem ſie ſich von der Leckerheit der Biſſen überzeugt hatten, bemerkte der Mann wohlweiſe:

— Wir ſollten den Anfang mit etwas Kernhaftem machen. Solche Leckerbiſſen ſchmecken nachher noch immer.

— Das iſt wahr! verſetzte die Frau. Fordre einen Schweinskopf, am Spieße gebraten.

— Oder eine Hammelkeule, entgegnete der Mann.

— Nebſt einer Haſenpaſtete.

— Und etliche Bratwürſte.

— Weißbrod nicht zu vergeſſen! ſetzte die Frau hinzu.

— Und eine Flaſche Wein gleichfalls.

So wie ſie irgend etwas genannt hatten, erſchien es unvorzüglich auf dem Tiſche. Sie hieben mit vollen Meſſern ein, als auf einmal die Frau zu ſchreien begann:

— Herr Gott! es iſt ja heute gebotener Faſttag.

Der Mann ließ vor Schrecken das Meſſer fallen.

— Faſttag! wiederholte er mit betrübtem Tone.

— Ja, ja! Und ein Freitag obendrein!

— Du haſt recht, geſtern iſt Donnerſtag geweſen, heute Freitag und gebotener Feſttag dazu!

— Wir dürfen kein Fleiſch eſſen, ohne das Gebot zu verletzen, ſprach die Frau kläglich.

— Und heute Abend müſſen wir den Wunderteller wieder herausgeben.

— Es wird uns nie wieder geboten.

— Ach! im ganzen Leben vielleicht nicht wieder!

— Die schöne Hasenpastete unberührt lassen!

— Und die leckeren Bratwürste!

— Von der Schöpsenkeule nichts kosten!

— Und den Schweinskopf blos ansehen dürfen!

So sprachen die Leidenden abwechselnd mit höchst gerührter Stimme und konnten keinen Blick von der Tafel ablassen, wo die leckeren Gerichte lustig dampften und einladenden Duft vorbereiteten. Der Mund lief ihnen voll Wasser und mit Betrübniß sprach der Mann weiter:

— Daß es auch verboten sein muß, heute Fleisch zu essen!

— Ja, und wenn es nicht der Herr Kantor wäre, der es uns erlaubt hat.

— Wahrhaftig! Frau, du kommst da auf einen gescheiten Einfall!

— Ja, hat er uns denn nicht traktiren wollen...

— Du hast Recht. Was der Kantor sagt, das ist recht und wir dürfen es thun.

— Ja, der Kantor ist so gut wie der Pfarrer, weil wir keinen hier im Orte haben und er seine Stelle vertritt.

— Und was er uns bietet, dürfen wir essen.

— Ich glaube sogar, daß wir ein gottgefälliges Werk damit thun.

— Langen wir also zu.

— Ja, essen wir.

Wie gesagt, so gethan. Mit gieriger Hast fuhren die Hände nach der Schüssel und Stück für Stück flog vom Tische in den Mund. Die Lüsternheit war größer als ihre Tugend und die Versuchung gar zu mächtig.

Der Teufel stand an der Thür um zu schauen, wie sie sich benähmen und als er sie so tapfer einhauen sah, lachte er ins Fäustchen, sagte: — nun wird's schon kommen! und ging seinem Gewerbe weiter nach.

In der nächsten Hütte wohnte eine Wittwe, die hatte eine einzige Tochter und einen Vettersson, der lange bei ihr im Hause gedient hatte. Es war ihm dafür ihre Tochter zur Frau und ihr Haus als Mitgift versprochen. In der Stube saßen eine Menge Schneider, die machten Kleider, und draußen in der Flur hämmerten die Tischler, die verfertigten Schränke und Geräth für das junge Brautpaar. — Draußen vor der Thüre aber hielt ein junger Edelherr, welcher mit dem Vetter des Mädchens sprach und um ein Pferd handelte.

— Der kommt mir recht gelegen, dachte der neue Kantor und trat ins Haus.

Die Wittwe und ihre Tochter nahmen ihn ehrerbietig auf. Die Mutter erzählte wie viel Eier ihre Hühner legten und wie die letzte Erndte ausgefallen, von den kranken Kühen und der vortrefflichen Milch ihrer Ziegen, und als sie hinging, um dem Kantor eine Probe von der fetten Sahne zu holen, trat der Teufel zu dem Töchterlein und fing an mit ihr zu schwatzen.

Du willst Dich verheirathen, meine Tochter! sprach er; der Ehestand ist ein schwerer Stand, zumal wenn man einen Mann bekommt, der sein Lebtag von nichts anderm gehört und gesehen hat, als was in seinen vier Wänden und im Dorfe geschieht. Dazu kommt noch saure Arbeit obendrein, Krankheiten, ungezogene Kinder — da haben es die Reichen weit besser.

— Das ist wohl wahr, sagte das Töchterlein und wurde nachdenklich.

— Und wie leicht kann nicht ein Bauernhausstand in Verfall gerathen. Es braucht nur eine Viehseuche oder Mißwachs zu kommen — da ist das Glück dahin und die arme Frau hat ihre Kinder und die liebe Noth auf dem Halse.

— Ja, ja, Herr Kantor! ihr habt recht. Alles, was ihr sagt, ist die volle Wahrheit.

— Von dem frühen Aufstehn und den wunderlichen Launen der Männer will ich nicht einmal reden.

— Ach, Herr Kantor, Michel schlägt sein armes Vieh immer so entsetzlich! sagte das Mädchen voll Schauder.

— Ja, mein Kind! das ist eine schwere Prüfung, worein du fortan willst. Und wie leicht ist es nicht, daß der Mann seine Frau nicht einmal recht liebt, sondern blos um des leidigen Geldes willen genommen hat!

— O, seufzte jetzt das Mädchen, wie wahr redet ihr, Herr Kantor! ich weiß ja nicht einmal, wie ich mit dem Michel daran bin.

— Nun höre, liebes Kind! ſagte der Kantor beruhigend, ſei nicht traurig, ich will dir helfen. Schau, ich mag dich leiden, du gefällſt mir. Nimm dieſen eiſernen Ring, er hat eine gar wunderbare Kraft. Wenn du ihn an den Finger ſteckt, ſo ſind dir alle Leute gut, die du lieb haſt. Es hängt ganz von dir ab, wer es iſt, ob ein Edelmann oder ein Graf oder gar ein Herzog. Du brauchſt nur den Ring anzuſehen und an ihn zu denken, ſo iſt dein Wunſch erfüllt.

Das Mägdlein nahm den Ring voller Freuden, machte ein halbes Dutzend Knixe und bedankte ſich viel tauſendmal.

Der Kantor ging ſeinen Weg und ſagte bei ſich:

— Wir wollen ſehen, wie das Glück bei dir anſchlägt!

Das Mädchen ging auf den Hof , um ihren Vetter zu rufen. Dieſer war hinaus auf's Feld gegangen und es war niemand da als der junge Edelmann allein.

Der Edelmann war ein ſtattlicher, hübſcher Herr, ſein Geſicht leuchtete freundlich wie die Sonne und alle ſahen mit wahrem Vergnügen auf ihn.

Als das Mädchen ihn erblickte, dachte ſie an die Worte der Kantors und augenblicklich ſah ſie ſich im Geiſte als vornehme Frau, mit ſeidenen Gewändern angethan und von reich gekleideten Dienern umgeben. Sie ſchauete ihren Ring bedenklich an und ſagte:

— Dieſer iſt ja nur ein ſchlichter Edelmann, kein Fürſt oder Herzog; ich will doch einmal verſuchen, ob es zutrifft.

Indem ſie dies leiſe vor ſich hin ſprach, ging ſie bis zu dem Edelmann heran.

Der Edelmann rief ſie freundlich an:

— Nun, ſchöne Jungfrau! ihr ſchauet euch wohl nach einem Bräutigam um!

— Ich habe ſchon einen Bräutigam, ſagte ſie und ſchlug verſchämt die Augen nieder.

Der Edelmann war vom Pferde geſprungen und faßte ſie bei der Hand:

— Mein hübſches Mägdlein, ich kann dir gar nicht ſagen, wie du mir gefällſt.

Das Mädchen wollte die Hand zurückziehen; darüber bemerkte der Edelmann den eiſernen Ring an ihrer Hand und fragt ſie, was derſelbe bedeute.

— Ich habe ihn gefunden, verſetzte ſie, und das war der erſte Fehltritt, eine Lüge.

— Dann gehört er mir, ſprach der Edelmann, denn ich bin Herr von dieſem Lande und was darauf gefunden wird, iſt mein.

Er zog den Ring von dem Finger des Mädchens und ſteckte ihn an ſeine Hand. Augenblicklich faßte er eine heftige Liebe zu dem Mädchen, er küßte ſie und fragte, ob ſie mit ihm gehen wolle.

Das Mädchen ſagte: Ja! Der Edelmann ſetzte ſie vor ſich auf das Pferd, ſprengte mit ihr davon und ſo verließ ſie

ihre Mutter und ihren Vetter, dem sie die Ehe versprochen hatte, und das war der zweite, ein großer, großer Fehltritt.

Der Teufel hatte hinter dem Zaune gestanden.

Als er dies sah, klatschte er in die Hände und rief:

— Herrlich, herrlich! das Glück schlägt bei diesen Leuten vortrefflich an.

Er ging weiter.

In der dritten guten Familie waren drei Brüder, die das Gut, welches sie von ihrem Vater geerbt hatten, bebaueten und im herzlichsten Frieden lebten.

Der Teufel als Kantor traf sie in der Hausthür an, wo sie sich beschäftigten, mit ihren Messern hölzerne Nägel für die Geschirre zu spitzen.

Als sie den Kantor gewahrten, legten sie die Arbeit aus der Hand und stellten sich ehrerbietig hin um ihn würdig zu empfangen.

— Laßt euch nicht stören, sprach der Teufel nnd winkte gnädig mit der Hand. Bleibt ruhig bei eurer Arbeit. Was macht ihr denn da?

— Wir schnitzen Nägel und Pflöcke, um die schadhafte Egge und unsern Pflug auszubessern, sagte ein Bruder.

— Ja, setzte der zweite hinzu, die Geräthe sind wohl von den besten Werkmeistern gemacht, aber unser Erdreich ist hart und steinig, es kostet viel Schweiß, bis eine Furche gezogen ist.

— Und, bemerkte der dritte Bruder, alle Tage um den andern müssen wir das Geschirr wechseln, so sehr leidet es Schaden.

— Ach, sagte der Kantor, das ist ja recht schlimm! Ihr habt es ja recht sauer. Doch, da fällt mir bei, ich habe einen Holznagel von gar besondrer Kraft. Wenn man den in den Pflug oder die Egge steckt, so geht das Geschirr ganz von selbst und thut mehr und bessere Dienste, als vier Gespanne. Die Hauptsache dabei: ist, daß Pflug und Egge niemals Schaden nehmen, sondern aushalten, so lange der Nagel darin sitzt. Leider darf der Wundernagel nur einem Herrn angehören, sonst verliert er seine Kraft, und da möchte euch wohl schwer zu helfen sein, weil ihr so ganz gemeinsam lebt.

Die Brüder schauten sich an.

— Wir müßten unsre Habe trennen und um den Wundernagel losen!

— Das ginge, sagte der Teufel listig, nahm einen Strohhalm, brach drei ungleiche Theile davon und hieß die Brüder ziehen.

— Wer das kürzeste Stück zieht, hat den Nagel gewonnen!

Der jüngste Bruder zog das kürzeste Loos und bekam den Wundernagel. Der Kantor aber ging seiner Wege.

Sobald er fort war, nahm der jüngste Bruder den schlechtesten Pflug, ging damit aufs Feld, steckte den Wundernagel hinein und siehe — der Pflug ging von sich selber und so schnell

und zog so vortreffliche Furchen, daß die anderen Brüder voll Neid auf den jüngsten und auf den Pflug blickten.

— Was der Schlingel für ein Glück hat, sagten sie unter sich. Wir sind älter und uns gebührte er von Rechts wegen. Aber er hat mehr Glück als Verstand.

Der jüngste Bruder vernahm diese Rede und drehete sich mit stolzer Miene um:

— Ich muß doch wohl mehr werth sein, als ihr, sagte er, denn sonst wäre ich nicht so begünstigt.

Die anderen beiden Brüder hießen ihn einen hochmüthigen Narren, es kam zu Hin- und Herreden, zu Streitworten, bis der jüngste Bruder endlich voll Zorn rief:

— Hört auf! oder ihr sollt fühlen, mit wem ihr es zu thun habt. Ich bin jetzt reicher und mächtiger als ihr und ihr müßt mir den Vorzug geben.

Diese Worte regten den Anderen die Galle auf, das Blut stieg ihnen zu Kopf und drohend riefen sie:

— Nimm dich in Acht, du Naseweis, sonst wollen wir's dich lehren.

— Kommt her, wenn ihr Muth habt, rief der Jüngste, riß das Eisen aus seinem Pfluge und trat ihnen trotzig entgegen.

Das konnten die Anderen nicht ertragen. Sie holten ihre Messer hervor, warfen sich über ihn und streckten ihn mit einem Stiche todt zu Boden.

Da erscholl hinter einem Busche hervor ein hölliſches Gelächter — es war der Teufel, der ſich dort verſteckt und zugeſchauet hatte, wie ſeine Wohlthaten bei den Leuten anſchlügen. Voller Freuden ging er nach Hauſe und befahl ſeiner Magd ihm ein Abendbrod aufzutragen. Ein ganzes Ferkel befahl er und ein volles Faß vom beſten Wein, denn er wollte ſich gütlich thun.

Als er das Ferkel anſchnitt und eben den erſten Zug von ſeinem Weine that, wurde ihn die Nachricht gebracht, daß die beiden alten Eheleute todt in ihrer Stube gefunden wäre. Sie hatten zu viel gegeſſen und getrunken, waren in Hader mit einander gerathen und hatten ſich gegenſeitig das Meſſer in den Leib gerannt.

Der Teufel klaſchte in die Hände und ließ ſich in ſeiner Freude noch einen feinen Braten und ein größeres Faß Wein kommen.

Als er wieder ein Stücklein gegeſſen und ein Glas getrunken hatte, wurde ihm die neue Botſchaft gebracht, daß der Vetter der Wittwe ſich vor Verzweiflung in einen Brunnen geſtürzt habe, weil ſeine Braut mit den Edelmanne davon gegangen ſei, und daß das Mädchen bei dieſer Nachricht zuerſt dem Edelmann und dann ſich ſelbſt Leides angethan.

Der Teufel ſprang vor Freuden hochauf und kaum hatte er Zeit, ſich einen leckern Salat zu ſeinem Braten zu beſtellen,

da erſchien ein Andrer und brachte die Botſchaft, daß die beiden anderen von den drei Brüdern in ihrer Verzweiflung, weil ſie den jüngſten Bruder todtgeſchlagen, ſich aufgehängt hätten.

— Bravo! bravo! rief der Teufel und beſtellte ſich eine Torte, Zuckerbrod und die auserleſenſten Getränke, da ging die Thüre auf und Herr Chriſtus trat herein.

Der Tag des Teufels war abgelaufen und Herr Chriſtus kam um ſich zu erkundigen, wie er ſein Kantoramt verwaltet hatte.

An des Teufels luſtigen Gebehrden erkannte er gleich was geſchehen. Er ſchalt ihn heftig, aber der Teufel verſetzte:

— Du haſt mir erlaubt den Leuten Wohlthaten zu erzeigen, das habe ich gethan. Ich habe keinen zu Schlechtigkeiten gezwungen, was ſie gethan haben, das thaten ſie freiwillig. Du magſt daraus erkennen, wie ſehr du dich auf die Tugend der Leute verlaſſen kannſt, ſobald du ihnen einen Vorzug vor Anderen in die Hände gibſt.

— Ja freilich, ſagte Herr Chriſtus; das leidige Geld und Gut macht die Leute unter einander zu Feinden und ſtiftet Betrug, Raub, Mord und Todſchlag. Ich ſehe von neuem daraus, daß man dem Teufel nur ein Titelchen vom Finger zu reichen braucht, ſo hat er einen gleich ganz, ſei es durch Hochmuth, oder durch Geiz oder durch was ſonſt immer, und allen Leuten zur War-

nung sei es gesagt, daß sie sich nicht vom Stolze oder Neide blenden lassen, er führt zu keinem guten Ende. Du aber legst dein Kantoramt jetzt nieder, der Tag ist abgelaufen.

So mußte der Teufel wieder abziehn, aber die Leute erzählen sich noch immer, daß er einmal einen Tag Kantor gewesen und was für Unheil er gestiftet hat.

Die verwünschte Stadt.

Vor undenklichen Zeiten lebte einmal ein König, den alle Leute liebten und prieſen, weil er über alle Maßen milde und gut war. Unglücklicherweiſe jedoch hatte er eine Tochter, die führte ein wildes Leben und war von ihrem Vater weggegangen, damit ſie ſeine Ermahnungen nicht länger höre.

Der König betrübte ſich ſehr, aber er konnte es nicht ändern, denn obgleich ſeine Tochter ihn ſehr kränkte, ſo liebte er ſie doch zu ſehr, als daß er etwas gegen ſie unternehmen mochte.

Eines Tages jagte der König mit ſeinem Gefolge in einem großen Walde; ſie verloren ſich alle mit einander und gelangten endlich zu der Hütte eines Eremiten.

Der König hatte ſchon viel von dem Eremiten vernommen, daß er ein Mann ſei, der ſich auf wunderbare Dinge verſtehe, und freuete ſich, es ſo glücklich zu treffen. Der Eremit nahm ihn und ſeine Begleiter freundlich auf und da er aus den traurigen Mienen ſah, daß ſie Hunger hatten, fragte er den König, ob er nicht einen Imbiß nehmen wolle.

Der König versetzte, er habe seit Morgen keinen Bissen im Munde gehabt: da rief der Eremit den Koch und Mundschenk des Königs, führte sie zur Quelle, gab dem Mundschenken einen Krug voll Wasser, dem Koch ein Fischlein aus dem Becken und befahl ihnen, des Königs Schüssel zu bereiten.

Koch und Mundschenk fingen laut an zu lachen und fragten, ob er etwa meine, daß sie Bettler wären.

Aber der Eremit entgegnete, das solle ihnen gleich sein und sie möchten nur thun, wie er ihnen geheißen.

Koch und Mundschenk machten ein bittersüßes Gesicht und thaten nach dem Befehl des Eremiten. Aber wie wunderten sie sich, als statt des Wassers der goldenste Wein floß und das Fischlein sich in die größten und herrlichsten Forellen verwandelte. Sie liefen eilends zum Könige und verkündeten es ihm.

Der König aß, dankte, und bat den Eremiten, er möge doch mit ihm an seinen Hof kommen, er wolle ihn zu seinem Kanzler machen.

Der Eremit willigte ein und der König wies ihm in der Nähe der Stadt, wo die Prinzessin sich aufhielt, einen Wohnsitz an, weil er hoffte, der Einfluß des Eremiten könne sie wohl bessern.

Die Prinzessin aber war eine schlimme Zauberin. Die Stadt, worin sie wohnte, war die prächtigste in der ganzen Welt. Sie lag tiefer als das Meer, allein die Prinzessin hatte alle Geister, die ihr zu Gebote standen, berufen, die mußten

hohe Wälle errichten, damit das Meer nicht eindringen konnte, und das Prachtvollste, was sich nur denken läßt, an Palästen und Schlössern erbauen. Alle Leute, die in der Stadt wohnten waren reich wie die Fürsten, die Prinzessin aber trug an ihrem Halse eine goldene Kette mit silbernen Schlüsseln, die waren mehr werth, als die ganze Stadt. Denn die silbernen Schlüssel verschlossen die Schleusen des Meeres und die Prinzessin ging alle Tage selbst hin, um die Schleusen zu öffnen und Wasser in die Stadt zu lassen, damit kein Versehen vorkomme und die ganze Stadt im Wasser verderbe.

Weil die Leute aber reich waren, so wurden sie üppig und ausgelassen, und verübten in ihrem Uebermuthe alle Verbrechen und Schandthaten, deren ein Mensch fähig ist. Darin ging ihnen die Prinzessin mit dem besten Beispiele voran. An ihrem Hofe war beständig Fest und Gelage, so daß der Ruf davon in die entlegensten Länder drang, da kamen nun alle Edelleute, um den Glanz zu sehen; die Prinzessin nahm sie freundlich auf und behielt sie bis in die Nacht. Wenn sie dann wieder fortwollten, ließ sie dieselben erdrosseln und über die Wälle ins Meer werfen.

Der Eremit hatte alle diese Nachrichten vernommen und die Prinzessin gewarnt, es nicht länger so zu treiben.

Die Prinzessin glaubte, das ginge alles von ihrem Vater aus, lud denselben einstmals zu sich und warf ihn in einen finstern

Kerker, dem Eremiten drohete sie, sich nicht wieder am Hofe blicken zu lassen.

Einige Zeit darauf stellte sie ein großes Fest an. Es war nämlich ein fremder Prinz eingetroffen, der viele hundert Meilen weit hergekommen, um die Herrlichkeiten der Prinzessin zu sehen. Er war ein hoher Mann und ging in rothen Sammet gekleidet; auch sein Bart war roth und seine Augen funkelten wie glühende Kohlen.

Der Prinz sagte der Prinzessin viel Schmeichelei über den Glanz ihres Hofes und die Schönheiten der wunderbaren Stadt. Die Prinzessin war ganz entzückt von ihm. Sie bewirthete ihn auf's beste, und abends lud sie ihn zum Tanze ein.

Der unbekannte Prinz tanzte mit der Prinzessin und über seinem süßen Gespräche versah sie sich nicht, daß er ihr die silbernen Schlüssel wegstahl.

Als nun die Prinzessin in der Nacht den Prinzen nach gewohnter Weise wollte erdrosseln und in's Meer werfen lassen, meldeten ihr die Leute, daß der Prinz nirgends zu finden sei, obgleich er das Schloß nicht verlassen. Die Prinzessin faßte nach ihren silbernen Schlüsseln, in denen nicht blos die Gewalt über die Schleusen, sondern auch ihre größte Zaubermacht lag, und bemerkte mit Entsetzen, daß dieselben verschwunden waren. Außer sich rannte sie die Treppen hinunter, da begegnete ihr der fremde Prinz mit ihrem Vater an der Hand.

Die Prinzessin besaß auch einen Ring von Nußholz, mit dem sie große Zauberwerke vollführen konnte; sie faßte danach, um den fremden Prinzen zu versteinern, allein in dem Augenblicke wurde derselbe auf einmal entsetzlich groß, sein rother Mantel und seine rothen Haare glüheten wie Brand und die Augen funkelten im Kopfe wie ein Paar Feuerräder. Mit schrecklicher Stimme rief er:

— Sei verwünscht, du Auswurf der Menschen! das Maß deiner Schandthaten ist voll. Deine Zauberkraft ist gebrochen und noch in dieser Nacht wird deine Stadt mit allem was darin ist, von den Fluthen des Meeres verschlungen werden. Sei verwünscht mit deiner ganzen Stadt!

Er riß den König, den er befreiet hatte und der noch die Fesseln an Händen und Füßen trug, mit sich fort, schloß die Schleusen des Meeres auf und brachte den König auf das höhere Land, ohne sich von den Bitten desselben rühren zu lassen.

Als sie auf der Höhe waren, blieb er halten, befreiete den König von seinen Fesseln und deutete auf die verlassene Stadt zurück. Da waren die Fluthen des Meeres hereingedrungen und reichten schon bis an die Thurmspitzen, sie stiegen zusehends höher und höher und in wenigen Minuten war Meer über und über.

Der fremde Prinz war kein andrer als der Eremit gewesen, er schleuderte die silbernen Schlüssel in einen tiefen Abgrund, führte den König in sein Schloß und zog wieder in seine Ein-

fiedelei. Man hat seitdem nichts wieder von ihm vernommen und der König starb nicht lange darnach.

Seit der Zeit sind viel tausend Menschen geboren und gestorben, Eichwälder sind aufgewachsen und wieder vergangen, die Sage von der verwünschten Stadt aber kennt man noch heutigen Tags und man setzt hinzu, daß alle fünf Jahre in der ersten Mainacht, wenn die Glocke zwölf schlägt, Schloß und Stadt der Prinzessin aus dem Meere auftauche, daß dann die Wälle wie Berge sich gegen das Meer stemmen und ein Thor den Eingang in das Schloß öffne. Wer dann den Muth habe, den rechten Augenblick wahrzunehmen und in den ersten Saal des Schlosses eile, der finde dort den Ring von Nußholz, mit dem er sich alles wünschen könne. Aber er müsse ja eilen, denn wenn der letzte Schlag der Mitternachtsstunde von der Glocke gesummt, so höre der Zauber auf, das Thor verschließe sich, die Meerfluth dringe ein und der Rückweg sei für die nächsten fünf Jahre verschlossen.

Nun lebte einmal, wieder vor vielen, vielen hundert Jahren, ein junger Bursch namens Kurd, der lieber müßig ging als arbeitete und für sein Leben gern mit einem Schlage ein reicher Herr geworden wäre.

Kurd hatte die Geschichte von der verwünschten Stadt von einem herumziehenden Bettler gehört und seitdem kam ihm nichts weiter in den Sinn, als den Nußholzring der Prinzessin zu gewinnen. Er wartete vier Jahre in der ersten Mainacht, ob

die Stadt aus dem Meere steige, und im fünften Jahre ging er wieder auf die Lauer.

Er harrte und harrte, bis es Mitternacht schlug. Endlich ließ sich ein heller Klang durch die Nacht vernehmen; es war der erste Schlag von der nächsten Thurmglocke, welche die zwölfte Stunde verkündete.

Ein freudiger Schauder überlief Kurd ... Vor seinen Augen erhoben sich berghohe Wälle, und Häusergiebel und Thurmspitzen ragten darüber empor .... beim Lichte der Sterne gewahrte er, daß dicht vor ihm eine Oeffnung in den Wällen sich aufthat und eine mächtige Brücke hinüber in die Stadt führte.

Mit raschem Laufe stürzte er sich auf die Brücke und durch die Oeffnung in die Stadt. Bei seinem Eintritte fand er alles finster, weiter hin wurde es heller und heller, bis er an den Palast kam, welcher ganz in Licht zu schwimmen schien.

In dem Augenblicke da Kurd die breite Treppe hinaufeilte, ertönte der fünfte Schlag der Mitternachtsstunde.

Kurd trat in den ersten Saal, da standen an den Wänden herum große Truhen mit Silber: aber Kurd will etwas Besseres als Silber und geht hindurch. Da ertönte der sechste Schlag.

Er fand einen zweiten Saal, darin stehen große Koffer mit viel mehr Gold, als hundert Acker an Weizenkörner tragen: aber Kurd verschmähet das Gold, sein Sinn steht nach Besserm. Er geht hindurch: da ertönt der siebente Schlag.

Im dritten Saale waren eitel Perlen, die lagen umher wie Sand am Ufer des Meeres; doch verlocken sie Kurd nicht, der weiß, daß noch Köstlicheres zu haben ist und geht hindurch: da ertönt der achte Schlag.

Im fünften Saale glänzt es und blitzt es von nichts als Diamanten, daß Kurd beinahe erblindet. Aber er faßt sich und bedenkt, daß er Diamanten, und Perlen und Gold und Silber nach Gefallen hat, wenn er den Ring von Nußholz besitzt. Indem er dem letzten Saale zueilt, ertönt der neunte Schlag.

Als aber Kurd in den fünften und letzten Saal tritt, bleibt er vor Verwunderung starr halten. Vor ihm in der Tiefe des Saales hängt der Ring von Nußbaumholz, doch bemerkt er das köstliche Kleinod kaum, denn vor sich und zu beiden Seiten erblickte er zahllose Mädchen, so schön wie er noch nie etwas gesehen, und eine jede hält in der einen Hand ein Blumengewinde, das sich vor ihm herschlingt, und in der andern einen goldnen Pakel mit Wein, dessen Duft zum Tranke ladet. Kurd, der dem Silber, dem Gold, den Perlen und Diamanten widerstanden hat, kann dem Anblick der schönen Mädchen nicht widerstehen.

Es tönt der zehnte Schlag . . . er hört es nicht.

Es ertönt der elfte Schlag . . . Kurd bleibt regungslos stehen und ist in den Anblick der Schönheit versunken.

Jetzt . . . . der zwölfte Schlag . . . . wie ein Donner im Gebirge erdröhnt es . . . . Kurd fährt aus seiner starren Ver-

wunderung auf .... die Geſtalten vor ihm verwandeln ſich in kalte Marmorbilder und ein Getöſe, wie das Fluthen zahlloſer Gewäſſer dringt an ſein Ohr. Er will zurück, die Thore ſind verſchloſſen, finſtre Nacht bricht herein und mit Entſetzen fühlt er ſeine Glieder zu Stein erſtarren. Niemand hat ihn wieder geſehen, aber auch niemand hat es ſeitdem gewagt, in die verwünſchte Stadt zu gehen; das Meer iſt ſeitdem Jahrhunderte lang darüber hingerauſcht und ſeine Fluthen haben wohl lange die verwünſchte Stadt im Grunde zerſpült.

Der blöde Peter.

Peter hieß im ganzen Orte nicht anders als der blöde Peter, und er ließ es sich gefallen, denn er war in der That ein wenig einfältig; aber in seiner Art war er klug genug, nur ließ er's sich nicht merken, und dann meinten die Leute es auch nicht im Schimpf. Vielmehr hatten sie ihn alle recht gern und gaben ihm die Ueberreste von ihren Mahlzeiten. Er ging immer im Orte herum mit aufgesperrtem Munde und groß offenen Augen, ohne eine eigentliche Beschäftigung zu haben. Seine Eltern waren früh gestorben und da war er wild aufgewachsen und hatte nichts gelernt, aber that keinen Menschen was zu Leide. Wenn ihn dürstete, so ging er an den Brunnen und trank, wenn er Hunger hatte, so ging er zu der ersten besten Hausfrau, die er an der Thüre erblickte, und aß von den Ueberbleibseln des Tisches, und wenn ihm der Schlaf kam, kroch er in eine Scheuer und kauerte sich in's Stroh.

Uebrigens war der blöde Peter für seine Umstände gar so schlecht nicht angezogen. Er hatte eine vortreffliche leinene Hose, der nichts fehlte, als der Bund, eine Jacke mit einem

Aermel und eine halbe Mütze, die einmal neu gewesen war. Und wenn er gegessen hatte, so kam ihm auch froher Muth und er sang nach schönster Herzenslust aus voller Kehle. Er verstand nur ein einziges Ding aus dem Grunde, nämlich wie ein Singvogel zu schlagen, und ahmte den Gesang der Lerchen vor allen am besten nach. So lebte er denn auch wie ein Vogel, aß und trank, so oft er mochte und was bekam, und schlief wenn's ihm einfiel.

Zu der Zeit, da der blöde Peter lebte, sah es auf der Erde noch ganz anders aus. Da gab es große Wälder, die waren viel hundert Meilen lang, und es gab noch alte Ritter und Riesen und allerhand wundersame Dinge.

Eines Tages nun hatte die Mittagsglocke schon längst ausgeklungen und der blöde Peter verspürte einen gewaltigen Hunger. Da er eben an einem artigen Bauerhause vorüberkam, so trat er hinein und begehrte zu essen.

Die Bäuerin wusch gerade ihr Geschirr auf, als der blöde Peter eintrat. Da sie seine Stimme hörte, ließ sie die Arbeit liegen, setzte eine Bütte vor ihn hin, wohinein sie alle Reste zusammengescharrt hatte, und sagte:

— Da, mein armes Peterlein, iß dich satt und sag' ein Paternoster für unsere Schweine, damit sie gut mästen.

Der blöde Peter ließ sich auf die Erde nieder, nahm die Bütte zwischen die Kniee und suchte darin herum; allein er fand nur sehr wenig, denn gar manche Gabel war über die

Teller und gar mancher Löffel in der Schüssel herum gefahren, so daß für die Bübde nicht viel übrig geblieben war. Indessen als Peter fertig war, leckte er die Finger ab und murmelte einen schönen Dank, wie wenn er in seinem Leben nichts so Köstliches bekommen hätte.

— Ein vortrefflicher Mehlkloß war dazwischen, sagte er vor sich hin, der muß von dem feinsten Mehl und von der besten Köchin bereitet worden sein.

Die Bäuerin war eben im Fortgehen begriffen, doch vernahm sie diese Worte noch und fühlte sich sehr dadurch geschmeichelt. Sie wendete sich nach dem blöden Peter zurück und sagte:

— Armer Knabe, bleib einen Augenblick, ich will noch ein Stücklein Brod heraus bringen.

Sie brachte wirklich einen derben Schnitt frisches Brod mit leckerer Rinde und ausgezeichneter Krume; der blöde Peter biß wie ein hungriger Wolf hinein und rief, es könne nur einen Bäcker in der Welt geben, der so vortreffliches Brod zu backen verstände.

Das schmeichelte der Bäuerin noch mehr.

— Hm! dachte sie, wie wird es ihm erst munden, wenn er ein Stücklein frische Maibutter dazu hätte! und schnell ging sie ins Haus und holte das beste Stück Butter, daß der blöde Peter davon nähme.

Wie der nun die Bäuerin und ihre Butter herausstrich! da gab es im ganzen Dorfe und auf Meilen rings herum keine,

die eine so treffliche Butter zu bereiten verstand. Was gehört nicht alles zu einer guten Butter! Saubere Geschirre, sorgfältige Pflege des Viehes, vorzügliche Weide — ja, so ein Stück Fleisch von der Kuh, die solche Butter liefert, muß eine Herrlichkeit sein!

Und richtig brachte die immer mehr sich steigernde Selbstzufriedenheit der Bäuerin dem blöden Peter ein fettes Stück Fleisch ein. Das ging so fort, die Bäuerin trat ins Haus und kam wieder und brachte dem entzückten Peter eins über's andre immer mehr.

Darüber kam ein Reiter herangesprengt; derselbe hielt an der Thür des Hauses an und fragte die Bäuerin, wo der Weg nach dem Schlosse Glasburg führe.

— Mein Himmel! rief die Bäuerin entsetzt, nach der Glasburg wollt ihr?

— Ja, versetzte der Ritter, ich bin darum aus einem fernen Lande gekommen und habe drei Monate Tag und Nacht geritten, bis ich hier angelangt bin.

— Und was wollt ihr in der Glasburg machen? fragte die Frau.

— Mir die goldne Schale und den diamantenen Speer holen, versetzte der Ritter.

— Sind denn das ein Paar so kostbare Dinge? that der blöde Peter seine Frage dazwischen.

— Weit kostbarer als alle Kronen der Erde, denn die goldne Schale gewährt dem Besitzer alles, was er an Essen und Trinken begehrt, und hat dabei die Wunderkraft, daß wenn man daraus trinkt, augenblicklich alle Krankheiten verschwinden und sogar Todte wieder zum Leben erwachen, wenn man die Schale an ihre Lippen bringt. Die diamantene Lanze aber zerbricht und tödtet alles, was man damit berührt.

— Und wem gehört denn die goldne Schale und die diamantene Lanze? fragte der blöde Peter verwundert.

— Einem großen Zauberer, antwortete die Bäuerin, der auf der Glasburg wohnt, man kann ihn alle Tage dort unten auf der Haide am Saume des Waldes sehen, wo er auf seinem schwarzen Rosse sitzt, dem ein Füllen von dreizehn Monaten nachläuft. Aber kein Mensch darf es wagen, ihm zu nahe zu kommen, denn in seiner Hand trägt er die Lanze, vor der keine Rettung ist.

— Ja, sprach der fremde Ritter, aber in seinem Schlosse Glasburg darf er sich derselben nicht bedienen. Er schließt sie, sobald er zu Hause ankommt, in ein unterirdisches Gewölbe ein, wozu kein Schlüssel schließt. Ich will ihn in seinem Schlosse selber angreifen.

— Ach! sagte die Frau, das wird euch nicht gelingen, edler Ritter! denn vor euch haben es schon viel hundert tapfere Ritter versucht, doch keiner ist wieder zurückgekommen.

— Das ist mir nicht unbekannt, liebe Frau; aber alle diese Männer hatten nicht wie ich, den weisen Rath des Eremiten, des Todfeindes jenes Riesen erhalten; das wird mir helfen.

— Und was hat euch denn der Eremit gesagt? fragte der blöde Peter.

— Er hat mir alles gesagt, wie ich es thun muß. Zuerst muß ich durch den verzauberten Wald reiten, wo allerlei Zaubereien mich im Wege irre zu machen und mit Schrecken zu erfüllen suchen. Fast Alle, die vor mir gingen, haben sich verlocken lassen und sind vor Hunger, Kälte oder Ermattung im Walde verkommen.

— Und wenn ihr nun durch den Wald seid? fragte der blöde Peter weiter.

— Wenn ich durch den Wald bin, so treffe ich auf einen Zwerg, der hat ein feuriges Schwert, womit er alles versengt, was er berührt. Dieser Zwerg bewacht den Apfelbaum mit den goldenen Früchten, wovon ich einen Apfel haben muß.

— Und nachher? fragte Peter.

— Nachher finde ich die lachende Blume, die ein Löwe bewacht, dessen Mähnen giftige Nattern sind; ich muß die lachende Blume pflücken und dann durch den Drachensee schwimmen, um mit dem schwarzen Riesen kämpfen, der die eiserne Wurfkugel hat, die niemals das Ziel verfehlt und stets wieder zu ihrem Herrn zurückkehrt. Dann erst komme ich in das Lustfeld, wo

allerlei köstliche Vergnügen mich zu verleiten suchen; ich darf aber nichts berühren, sondern muß hindurch eilen nach dem Flusse, der nur eine einzige Furth hat. Jenseits finde ich eine Dame in schwarzem Kleide, die nehme ich hinter mir auf's Pferd und erfahre von ihr, was ich thun soll.

Die Bäuerin suchte den Ritter von seinem Vorhaben abzuhalten, der aber sagte, daß seien Dinge, davon die Frauen nichts verständen, ließ sich den Weg zeigen, gab seinem Pferde die Sporen und verschwand bald hinter den Bäumen des Waldes.

Die Bäuerin seufzte tief vor Bedauern, gab dem blöden Peter noch einige Brodrinden und hieß ihn seiner Wege gehen.

Indem Peter sich dazu anschickte, kam der Mann der Bäuerin vom Felde herein. Er hatte eben seinen Hirtenbuben fortgejagt und suchte einen andern.

Als er den blöden Peter ansichtig wurde, kam ihm ein Gedanke, er könne Peter zum Viehhirten bestellen.

Er fragte also denselben, ob er auf dem Hofe bleiben und das Vieh hüten wolle. Peter hätte nun freilig am liebsten sich selber gehütet, und keiner verstand es besser, den ganzen Tag mit Nichtsthun zuzubringen, als er. Allein ihm schmeckte der Speck, das Fleisch, die Butter, das frische Brod und die leckeren Klöße noch gar zu gut im Munde; also nahm er das Anerbieten an.

Der Mann führte ihn augenblicklich aufs Feld hinaus, zählte ihm die Kühe vor, schnitt ihm eine Gerte, womit er sie hüten könne, und hieß ihn mit Sonnenuntergang heimtreiben.

Also war der blöde Peter auf einmal Viehhirt geworden; er mußte die Kühe abwehren, daß sie den Felde keinen Schaden zufügten und bald von der schwarzen zur braunen und von der braunen zur weißen laufen, damit sie nicht durchbrachen und in die Felder gingen.

Indem er so von der einen Seite zur andern zog, vernahm er auf einmal Pferdetritte und als er umschauete, sah er den Riesen mit dem diamantenen Speer auf einem Pferde, dem ein Füllen von dreizehn Monaten folgte, durch den Wald reiten. Am Halse hatte er die goldne Schale hängen und der diamantene Speer glänzte wie helle Flammen.

Voll Schrecken versteckte Peter sich hinter ein Gebüsch. Der Riese zog vorüber und ritt ruhig seines Weges weiter. Als er verschwunden war, eilte der blöde Peter aus seinem Verstecke heran und schaute nach den Spuren, um daran den Weg zu erkennen, den er genommen. Allein das war unmöglich.

Unterdessen kamen immer eine Menge Ritter an und suchten den Weg nach der Glasburg. Peter sah jedoch keinen wieder zurückkehren, im Gegentheil erschien der Riese alle Tage am Saume des Waldes, wo er spazieren ritt. Peter gewöhnte sich endlich an seinen Anblick; er verbarg sich nicht mehr, wenn der Riese vorüberkam, sondern beobachtete ihn und sah ihn zu-

letzt ſogar mit neidiſchen Blicken an; denn je öfterer Peter den diamantenen Speer und die goldne Schale ſah, deſto mehr ſtieg in ihm das Gelüſt auf, beide Dinge zu beſitzen. Allein da Peter in dieſem Punkte wie die meiſten Menſchen war, das heißt ein altes Weib, ſo blieb es beim Wünſchen und Beneiden.

Eines Abends jedoch war der Peter wie gewöhnlich allein auf der Flur, als auf einmal ein Mann mit langem weißen Barte erſchien und am Saume des Waldes halten blieb.

Peter meinte, es wäre wieder ein neuer Ritter, welcher das Abenteuer zu beſtehen gedenke, und fragte ihn, ob er vielleicht den Weg nach der Glasburg ſuche?

— Den brauche ich nicht zu ſuchen, verſetzte der Fremde, den kenne ich.

— So habt ihr ihn zurückgelegt und der Zauberer hat euch nicht getödtet?

— Der hat von mir nichts zu fürchten, entgegnete der Mann mit dem weißen Barte, denn ich bin der Zauberer Bryak und der Bruder des Rieſen. Wenn ich ihn beſuchen will, ſo komme ich hierher um das ſchwarze Füllen zu rufen, denn ſonſt kann ich nicht durch den verzauberten Wald ohne mich zu verirren, das Füllen aber kennt den Weg.

Ueber dieſe Rede zog er mit ſeinem Finger einen dreifachen Kreis in den Sand, murmelte leiſe einige Worte und rief dann:

Jung Füllen schwarz, jung Füllen schnell,
Jung Füllen komm geschwind zur Stell'!

Und im Augenblicke erschien das Füllen. Bryak warf ihm Halfter und Zaum über, schwang sich auf den Rücken und jagte in den Wald.

Peter sagte keinem Menschen etwas von diesem Abenteuer aber er dachte seinen Theil darüber: wußte er doch jetzt, daß die erste Bedingung, um zur Glasburg zu gelangen, das schwarze Füllen war. Leider half ihm das sehr wenig, er mochte so vielmal als er wollte, drei Kreise im Sande ziehen und dabei rufen:

Jung Füllen schwarz, jung Füllen schnell,
Jung Füllen komm geschwind zur Stell'!

das Füllen erschien nicht.

Er mußte also auf ein andres Mittel sinnen, um zu dem Füllen zu gelangen, und dann war es immer noch eine bedenkliche Sache, wie den goldnen Apfel und die lachende Blume bekommen, wie vor der immertreffenden Kugel des schwarzen Riesen sich sichern und glücklich durch das Lustfeld zu wandern. Nichts desto weniger saßen die goldne Schale und der diamantene Speer dem blöden Peter fortwährend im Sinne.

Peter sann viel und lange darüber nach, wie er's anstelle. Auf die Gewalt konnte er sich nicht legen, dazu war er zu schwach, also mußte er sich zur List wenden. Die Schwierigkeiten

machten ihn aber nicht bange. Damit, ſagte er, iſt es wie mit den Miſpeln, wenn ſie ungepflückt am Strauche ſitzen, ſo ſind ſie hart und ſauer: pflückt man ſie aber, ſo macht ein wenig Stroh und etwas Geduld ſie weich und ſchmackhaft.

Alſo traf er ſeine Vorkehrungen zu der Stunde, wo der Rieſe am Holze vorüber zu reiten pflegte. Er hielt Halfter und Zaum ſammt einer Schlinge von Hanf bereit, füllte einen Sack mit Federn und Vogelleim, ſparte ſeinen Speck von mehreren Tagen auf und nahm ein Stück Brod; dann rieb er Brodkrumen und ſtreuete ſie auf den Weg, den der Rieſe mit ſeinem Pferde und dem Füllen von dreizehn Monaten zu nehmen pflegte.

Rieſe, Pferd und Füllen erſchienen wie gewöhnlich und ritten über die Flur; aber das Füllen ließ den Kopf zur Erde hängen und roch, es bemerkte die Brodkrumen, blieb nach, indem es ſie verzehrte, und war bald allein. Als der Rieſe weit genug weg war, daß er nichts mehr bemerken konnte, ſchlich Peter leiſe zu dem Füllen heran, warf ihm die Schlinge um, legte ihm Halfter und Zaum an, ſchwang ſich auf den Rücken und ließ ſich von dem Füllen, das den Weg kannte, nach der Glasburg tragen.

Richtig nahm das Füllen den Weg durch den verzauberten Wald, wo es die wildeſte Bahn einſchlug und windſchnell dahin flog.

Peter zitterte wie ein Espenblatt. Rings um ihn erhoben sich in dem verzauberten Walde tausend Schreckgestalten: bald öffnete sich ein Abgrund vor seinen Blicken, daß er meinte, er müsse sammt dem Füllen hineinstürzen und den Hals brechen, bald schienen die Bäume in Flammen aufzugehen und er glaubte verbrennen zu müßen; oder furchtbare Felsen rissen sich scheinbar über ihm los und wollten ihn erschlagen, und es winselte und schrie und tobte, daß ihm die Haare zu Berge standen. Aber der Peter wiederholte sich immer, daß das nur Zaubereien wären, und als ihm die Furcht zu stark ankam, da nahm er seine Mütze, zog sie über die Augen und ließ das Füllen laufen wie es mochte.

So kam er in eine Ebene. Hier hörten die Zaubereien auf, Peter zog die Mütze in die Höhe und schauete um sich.

Es war ein wüster, öder Ort. Hier und dort lagen Gebeine von den Rittern herum, die nach der Glasburg gewollt hatten; jetzt lagen sie von den Wölfen zerrissen neben ihren Pferden da.

Endlich aber erreichte Peter eine Wiese, die war ganz und gar von einem einzigen Apfelbaume überschattet, welcher so reich mit Früchten beladen war, daß die Zweige bis auf die Erde hingen. Vor dem Baume stand der Zwerg mit dem feurigen Schwerte, der alles versengte, was er berührte.

Als derselbe Peter ansichtig wurde, stieß er einen Schrei aus, wie die Seemöve wenn ein Sturm droht, und schwang sein Schwert.

Peter ließ ſich nicht bange machen, ſondern zog höflich ſeine Mütze.

— Nichts für ungut, ſagte er zu dem Zwerge, ich wollte nach der Glasburg, deren Herr mich dahin beſtellt hat.

— Dich, rief der Zwerg, wer biſt denn du?

— Ich bin der blöde Peter und ſoll bei dem Herrn von der Glasburg Dienſte bekommen. Hat er euch nichts davon geſagt?

— Nein, ſagte der Zwerg, und ich glaube, du biſt ein Betrüger.

— Mit Verlaub, erwiderte Peter und behielt immer die Mütze demüthig in der Hand, das iſt mein Gewerbe nicht; ich bin ein Vogelſteller, der Vögel fängt und abrichtet. Aber haltet mich nicht auf, der Herr von der Glasburg wartet auf mich und hat mir ſein Füllen gegeben, damit ich recht ſchnell eintreffe.

Der Zwerg ſah wirklich das Füllen des Rieſen und dachte, es müſſe doch wohl ſo ſein. Der blöde Peter ſah ſo einfältig aus, als wäre er der unſchuldigſte Menſch von der Welt. Doch hielt er es noch für gut, Peter zu fragen, was er denn auf der Glasburg ſolle?

— Vögel fangen, verſetzte Peter, was ſonſt? die Sperlinge freſſen alle Kirſchen von den Bäumen und man kann ſich faſt vor ihnen nicht bergen.

— Und wie willſt du die vertilgen? fragte der Zwerg.

Peter wies ihm ſeine Schlinge und ſagte, kein Vogel könne ihm damit entſchlüpfen.

— Das muß ich erſt ſehen, verſetzte der Zwerg. Ich habe hier auch zahlloſe Spatzen, fang mir mal einige Schock.

Peter war's zufrieden. Er that als bände er ſein Füllen an einen Zweig, band aber das eine Ende der Schlinge daran feſt und rief den Zwerg, er ſolle das andre Ende halten, indeß er ſelbſt auf den Baum ſtiege. Damit zog er ihm die Schlinge um die Hand, und zog ſie zu. So war der Zwerg gefangen. Er ſtieß ein wüthendes Geſchrei aus und wollte ſich los machen; aber die Schlinge war von dreifachgezwirntem Hanf, der jedem Zauber widerſteht. Peter ſprang geſchwind auf das Füllen, pflückte einen Apfel vom Baume und ſprengte davon.

Nach der Wieſe kam wieder eine Ebene und hinter derſelben ein großes Blumenfeld. Da gab es allerlei ſchöne Blumen, aber aus der Mitte erhob ſich eine Blume von ganz beſonderer Schönheit, das war die lachende Blume. Peter ſah mit ſehnſüchtigen Blicken danach, allein der Löwe mit der Schlangenmähne lief vor dem Felde her, rollte die glühenden Augen wie ein Paar Mühlräder und fletſchte die Zähne.

Peter hielt ſein Füllen an und zog die Mütze, denn er dachte an das Sprüchlein, daß man mit dem Hute in der Hand durch's ganze Land komme. Er grüßte alſo den Löwen höflich und fragte ihn, ob dies der rechte Weg nach der Glasburg ſei?

— Und was willſt du da? fragte der Löwe mit entſetzlicher Stimme.

— Gnädigſter Herr Löwe, verſetzte Peter ſchüchtern, mich hat eine Dame, welche den Herrn von der Glasburg gut kennt, abgeſchickt, um ihm dieſen Sack voll Lerchen zu bringen.

— Lerchen? ſagte der Löwe und ſchmunzelte mit der Zunge; es iſt ſchon lange her, daß ich keine zu ſchmecken bekommen habe. Haſt du viele?

— Dieſen ganzen Sack voll, entgegnete Peter und zeigte den Sack mit den Lerchenfedern und dem Vogelleim.

Damit der Löwe ihm leichter glaube, fing er an, den Geſang der Lerche nachzumachen.

Der Geſang machte den Löwen noch lüſterner.

— Zeige mir deine Vöglein! ſagte er, ich will ſehen, ob ſie fett genug für unſern Herrn ſind.

— Recht gern, erwiderte Peter, aber wenn ich den Sack öffne, ſo fliegen ſie mir davon.

— Nun, ſo laß mich wenigſtens etwas hineinſchielen.

Das war eben, was der Peter wollte.

Er nahm ſeinen Sack und öffnete ihn ein klein wenig; der Löwe fuhr mit dem Kopfe hinein, um ſich ein Maul voll zu holen, und blieb zwiſchen den Federn und dem Vogelleim ſitzen. Peter zog ihm den Sack bis über die Augen, lief zu dem Blumenfelde, brach die lachende Blume und jagte auf ſeinem Füllen davon.

Es dauerte nicht lange, ſo kam er an den Drachenſee, durch den er ſchwimmen mußte. Kaum war er im Waſſer, ſo eilten

die Drachen herbei, um ihn zu verschlingen. Diesmal half kein Mützeabnehmen, mit den Drachen war auch kein Wort zu reden, sie thaten ihre Rachen auf und schnappten nach Peter. Der Peter aber hatte seinen Speck bereits hervorgeholt, warf jedem Drachen ein Stück in den aufgesperrten Rachen und kam so, weil das Füllen unbeschreiblich geschwind eilte, davon, ehe die Drachen den Speck verschluckt hatten.

Nun blieb noch der schwarze Riese mit der Wurfkugel übrig.

Peter sah ihn gleich beim Betreten des andern Ufers sitzen. Der schwarze Riese war mit den Füßen an einen Felsen geschmiedet; so saß er da und hielt in der Hand die Wurfkugel, die niemals fehlt und immer zu ihrem Herrn zurückkehrt. Um den ungeheuern Kopf herum saßen sechs große Augen, die eins ums andre wachten, so daß zwei schliefen, die übrigen vier aber beständig umherspäheten.

Peter bedachte, daß er sich nicht dürfe sehen lassen, denn wenn der Riese ihn bemerkte, so schleuderte er gleich seine Kugel, ehe ein Wort mit ihm zu reden stand.

Peter stieg daher vom Füllen und schlich sich hinter den Büschen bis in die Nähe des schwarzen Riesen.

Glücklicher Weise waren die beiden Augen, welche sich nach Peter zukehrten, eben im Schlafe.

Peter setzte sich leise nieder. Er fing an, die Stimmen der Vögel nachzumachen und sang zuerst wie eine Lerche; da fiel

dem Riesen vor lauter Entzücken noch ein Auge zu. Nun hub der Peter an, wie eine Nachtigall zu schlagen, da dehnte sich der Riese und gähnte und nach einer Weile fielen noch zwei Augen in den Schlaf. Jetzt zog der Peter seine Pfeife hervor und pfiff darauf ein Liedlein, so reizend, so schmelzend, daß das letzte Auge gleichfalls in Schlummer sank und der ganze Riese schlief.

Schnell eilte Peter zu seinem Füllen, zog es sachte am Zügel vor dem Riesen vorbei und gelangte glücklich davon an den Eingang des Lustfeldes.

Das Lustfeld war ein wunderschöner Garten voll lockender Früchte, Blumen und Springbrunnen. Aber die Springbrunnen sprudelten duftenden Wein, die Blumen sangen mit bezaubernder Stimme und die Früchte waren allerhand leckere Sachen, die einem von selbst entgegenflogen. An dem Ende eines jeden Baumganges standen gedeckte Tafeln, so prachtvoll ausgestattet, als sollten Könige speisen, der Geruch frischer Pasteten entzückte die Nase; stattliche Diener boten das Schönste und Beste dar und die reizendsten Mädchen kredenzten den Wein und tanzten dazu.

Das war eine schwere Probe für den blöden Peter. Alle bisherigen Gefahren waren dagegen nur Kleinigkeit. Er roch und lüsterte mit der Zunge, seine Augen hingen an den entgegenfliegenden Früchten und den einladenden Tafeln und wenn er in den Augenblicke nicht an den diamantenen Speer und die

goldne Schale gedacht hätte — gewiß wäre der Peter hier unterlegen. So aber brauchte er das Mittel von der Mütze über den Augen noch einmal, zog seine Pfeife hervor und pfiff eine lustige Weise, damit er den verlockenden Gesang der Mädchen und Blumen nicht vernähme, und vermöge der Schnelligkeit seines Pferdes überwand er denn auch diese, für seinen speiselustigen Magen gefährlichste Probe.

Als er aus dem Garten war, strahlte die Glasburg seinen Augen entgegen . . .

Beinahe hätte der Peter in seiner Freude vergessen, durch den Fluß mit blos einer Furth zu schwimmen, wenn er nicht an demselben vorüber mußte und am jenseitigen Ufer eine schwarz gekleidete Dame auf hohem Felsen sitzen sah.

Das Füllen kannte alle Wege und so wußte es denn auch die Furth.

Peter schwamm hindurch und begab sich zur Dame. Diese war in schwarzen Sammet eingehüllt und sah so gelb aus, wie ein tanzendes Zigeunermädchen.

Peter zog demüthig seine Mütze und fragte sie, ob sie sich nicht über den Fluß setzen lassen wolle.

— Ich habe auf dich gewartet, sagte die Dame, komm näher her, daß ich mich hinter dich in den Sattel setzen kann.

Peter that wie sie sagte, nahm sie hinter sich auf das Füllen und schritt wieder durch die Furth.

Als sie in der Mitte des Flusses waren, sprach die Dame:

— Weißt du, wer ich bin?

— Bitte um Vergebung, sagte Peter, aber nach euren Kleidern zu schließen, müßt ihr edel und mächtig sein.

— Edel, versetzte die Dame, bin ich allerdings, denn mein Stamm ist von Anfang der Welt; und mächtig bin ich auch, denn alle Menschen müssen mir unterliegen, wenn ich will.

— Und wie heißt ihr denn? fragte Peter.

— Mein Name ist die Pest!

Bei diesen Worten sprang Peter vor Schrecken auf dem Pferde in die Höhe und wollte sich in den Fluß stürzen, allein die Pest sagte:

— Bleibe ruhig sitzen, blöder Peter! ich will dir nichts thun; im Gegentheil denke ich dir nützlich zu sein.

— Ist's möglich, Frau Pest! rief Peter und zog seine Mütze noch einmal, ohne sie wieder aufzusetzen; ihr wolltet so gütig sein? Ach ja! setzte er sich besinnend hinzu, man hat mir gesagt, daß ihr mir wider den Zauberer von der Glasburg beistehen würdet.

— Ja, versetzte die Pest; der Zauberer muß sterben.

— Das wäre mir schon recht, Frau Pest! allein er ist ja unsterblich.

— Höre Peter und achte wohl auf. Der Apfelbaum, den der Zwerg mit dem flammenden Schwerte bewacht, ist ein Sprößling von dem Baume, dessen Früchte die ersten Menschen

aus Unſterblichen zu Sterblichen machte. Die Aepfel jenes Baumes haben noch dieſelbe Kraft, und du mußt ſehen, daß der Zauberer davon koſtet, dann berühre ich ihn und er wird augenblicklich ſterben.

— Ich will's verſuchen, entgegnete Peter; aber wenn er todt iſt, wie komme ich da zu der goldnen Schale und dem diamantenen Speer? die ſind in einem unterirdiſchen Gewölbe verſchloſſen, wozu kein Schlüſſel ſchließt.

— Die lachende Blume hat die Eigenſchaft, alle Thüren zu öffnen, erwiderte die Peſt, und in der Dunkelheit leuchtet ſie hell wie die Sonne.

— Während dieſes Geſprächs erreichten ſie das andre Ufer und begaben ſich nach der Glasburg.

Am Eingange der Glasburg war ein großer Thronhimmel, da lag der Rieſe im Schatten; er hatte die Beine über einander geſchlagen wie ein reicher Gutsbeſitzer, dem die Erndte vortrefflich gerathen iſt, und rauchte aus einer goldenen Pfeife.

Als er den Peter mit der Dame im ſchwarzen Gewande auf ſeinem Füllen herankommen ſah, rief er mit zorniger Stimme, die wie der Donner im Gebirge hallte:

— Beim Teufel! der blöde Peter reitet ja auf meinem Füllen von dreizehn Monaten.

— Ja! ich bin der blöde Peter, mächtigſter Herr unter der Sonne! ſagte Peter abſteigend.

— Und wie biſt du dazu gekommen?

—Ich habe gethan wie ich von eurem Bruder Bryak gelernt habe: ich bin an den Saum des Waldes gegangen und habe gerufen:

Jung Füllen ſchwarz, jung Füllen ſchnell
Jung Füllen komm geſchwind zur Stell'!

da erſchien das Füllen augenblicklich.

— Du kennſt alſo meinen Bruder? fragte der Zauberer.

— Er iſt mein Herr.

— Und weshalb ſchickt er dich hierher?

— Um dir zwei Geſchenke zu überbringen, die er eben aus dem Mohrenlande bekommen hat! den Apfel der Luſt und die Jungfrau der Demuth. Wenn ihr den Apfel eßt, ſo empfindet euer Herz beſtändig ſo viel Vergnügen wie ein armer Mann, der in ſeiner leeren Taſche plötzlich hundert Goldſtücke entdeckt, und wenn ihr die Jungfrau in eure Dienſte nehmt, ſo bleibt euch nichts mehr auf der Welt zu wünſchen übrig.

— So laß das Mädchen vom Pferde ſteigen und reich' mir den Apfel.

Der Peter reichte ihm den Apfel und ging zu der Peſt, um ſie vom Pferde zu heben. Begierig biß der Rieſe in den Apfel, da eilte die Peſt heran, berührte ihn und augenblicklich ſank er todt zur Erde.

Peter ging in den Palaſt, mit der lachenden Blume in der Hand. Er durchſchritt nach einander mehr als funfzig Säle und kam endlich vor eine ſilberne Thür. Die ſprang augen-

blicklich vor der lachenden Blume von selber auf und Peter fand die goldne Schaale und den diamantenen Speer da liegen.

Kaum aber hatte er beide Theile angerührt, da erbebte die Erde unter seinen Füßen, ein entsetzlicher Knall ließ sich vernehmen, der Palast sammt der Pest war verschwunden und Peter befand sich mit seinen beiden Kleinoden mitten in einem dicken Walde.

Er wanderte getrost darauf los und erreichte so den Hof des benachbarten Königs. Nur kaufte er sich unterwegs das reichste Kleid nebst dem schönsten Pferde, das zu finden war.

Der König, zu dem Peter gelangte, war in großer Noth; er lag mit einem mächtigen Feinde im Kriege und wurde in seiner Hauptstadt belagert. Der Feind bedrängte sie gewaltig; schon war kein Bissen Brod mehr in der Stadt zu haben, an Fleisch war lange nicht mehr zu denken und der König hatte dem, der ihm helfen würde, seine Tochter zur Gemahlin versprochen.

Da trat der Peter vor den König und sagte, er wolle ihn retten.

— Wie kannst du das, sprach der König, unser sind nur noch eine Handvoll Leute, der Feind dagegen ist stark, und du bist nur ein einzelner Mann.

Aber Peter ließ sich nicht abschrecken. Er ließ sich an die Spitze der Soldaten stellen und machte einen Ausfall. Vor seinem diamantenen Speer sank alles nieder, was er berührte,

und wenn einer von seiner Partei gefallen war, so eilte er hin und hielt ihm die goldne Schale an die Lippen und augenblicklich stand der Todte gesund wieder auf und kämpfte von neuem.

Dadurch wurde der Feind geschlagen und sein ganzes Land erobert. Der König hielt sein Versprechen, gab Peter seine Tochter zur Gemahlin und setzte ihn zum Erben über das ganze Reich ein.

So wurde aus dem blöden Peter, den die Leute für einfältig hielten, ein größer Fürst; das kam aber daher, daß der Peter nicht prahlte und sich für was Großes ausgab, sondern fein bei sich dachte, wie's am besten anzustellen wäre; denn

Verstand geht über Gewalt,

oder: wenn man's nur recht anfängt, so kann man Großes ausrichten.

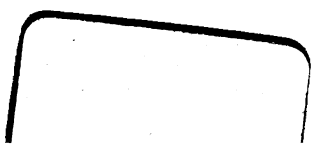
Inhalt.

	Seite
Hans Rothkehlchen	1
Die Entstehung der Fledermaus	15
St. Veltens Ringlein	30
Die drei Almosen	42
Schilfmännchen	57
Der Almosengänger	68
Die wandernden Steine	84
Die Wasserhexe	96
Der Spielmann	113
Die Wäscherinnen auf der Haide	118
Die Gaben der Zwerge	127
Wie der Teufel einmal Kantor war	144
Die verwünschte Stadt	159
Der blöde Peter	168

94

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BOOKBINDING CO.
13 040 P 6370



27224.43
Volksmarchen aus der Bretagne :
Widener Library 002818110
3 2044 089 094 015